Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

45. Jahrgang 12. September 1931 Nummer 18

Inhalt

Sklaverei ..... Martin Rade
Pfarrer und Politik ..... Richard Sennewald
Friedenssonntag und neue Agende in Preußen ... Karl Müller
Irrwege der Inneren Mission ..... August Schowalter
Betrachtungen zum Thema „Marxismus" .. Walter Müller-Lörrach
Neue Bibelverdeutschungen ..... Wilhelm Lueken
Indologische Randbemerkungen zu Mathilde Ludendorffs Buch „Erlösung von Jesu Christo" .... Carl Scharbau
Die diesjährige Generalsynode der Brüderkirche Theodor Bechler
Greuel in Tripolis .....
Im Dienst der Nächstenliebe gefallen ..... Theodor Devaranne
Eine ungewöhnliche Friedensgeste ..... Lili du Bois-Reymond
Internationaler Hilfsdienst in Eden .....
Kongreß der YMCA in Mähren ..... Hans Hartmann

Bücher und Schriften – Wöchentliche Chronik – Verschiedenes
Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

„Eine umfassende Rechenschaft über das geistige Angesicht unserer Zeit!"

Wilhelm Stählin über den Eckart-Ratgeber 1930

Einladung zur Subskription

Eckart-Ratgeber

Ein Führer durch das Schrifttum der Gegenwart

6. Jahrgang 1931

Herausgegeben im Anschluß an die literarische Monatsschrift Eckart, Blätter für evangelische Geisteskultur in Verbindung mit der Fichte-Gesellschaft E. V. / Schriftleitung: Dr. Harald Braun und Dr. Werner Pleister

Subskriptionspreis:
Gut kartoniert ca. RM. 3.—, nur gültig bei Vorbestellung.
Späterer Preis ca. RM. 3.50. Umfang ca. 200 Seiten.
Erscheint Ende Oktober d. J.

Inhalt und Mitarbeiter:
In der seitherigen Form sachgemäßer Bearbeitung mit Überblicken und eingehend beratenden Besprechungen (etwa 500 an Zahl) wird der Eckart-Ratgeber 1931 folgende Gebiete behandeln:

Weltanschauung und Lebensgestaltung . . Gustav Kochheim
Um die Bibel . . . . . Walther Schackla
Dienst am Wort . . . . . Heinrich Hüffmeier
Geschichte der Kirche . . . . . Martin Braun
Um die Gestalt der Kirche . . . Dr. Karl Bernhard Ritter
Weltmission . . . . . D. Siegfried Knak
Seelenkunde . . . . . Lic. Ernst Jahn
Erziehung . . . . . Wilhelm Heienbrok
Frau und Familie . . . . . Esther von Kirchbach-Carlowitz
Wirtschaft und Gesellschaft
Dr. Carl Rothe und August Springer
Volksbildung . . . . . Dr. Friedrich Bartsch
Natur und Reise . . . . . Dr. Alexandrine Haenicke
Geschichte . . . . . Dr. Hermann Haas
Kulturgeschichte . . . . . Dr. Rudolf Crämer
Bildende Kunst . . . . . Dr. Paul Girkon
Die Erzählung
Dr. Harald Braun, Lic. Joachim Beckmann, Hans Laut
Das Gedicht . . . . . Otto Bruder
Darstellende Kunst: Das Laienspiel . . Dr. Werner Pleister
Sport und Körperkultur . . . . . Gerhard Kunze

Ferner sind noch lieferbar:

Eckart-Ratgeber

Ein Führer durch das Schrifttum der Gegenwart

1. Jahrgang 1926, 165 S., 2. Jahrgang 1927, 323 S.
3. Jahrgang 1928, 213 S., 4. Jahrgang 1929, 251 S.
5. Jahrgang 1930, 236 S.

Zusammen statt RM. 18.50
zum ermäßigten Preise von RM. 8.— zuzügl. Porto

Vorbestellungen werden rechtzeitig erbeten

Eckart-Verlag G. m. b. H.

Berlin-Steglitz, Beymestr. 8

Politisches Rüstzeug

für alle evangelischen Christen

bringt die

Tägliche Rundschau

die große evangelische Tageszeitung

Beilagen: Unterhaltungs-, Literarische, Reise-, Wirtschafts-, Sozialpolitische, Religiöse Auslands-, Frauen- und Sport-Rundschau.

Bezugspreis monatlich nur RM. 1.90
Verlag: Berlin SW 11, Hallesche Strasse 20

Soeben erschien:

Die Stellung des I. Clemensbriefes innerhalb der Entwicklung der altchristlichen Gemeindeverfassung und des Kirchenrechts

Von Lic. **Friedrich Gerke**, Berlin

VI, 136 Seiten. 8°.
Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur. Herausgegeben von Erich Klostermann und Carl Schmidt. Band 47,1.

Die Arbeit ist von A. v. Harnack angeregt und soll die Frage nach der Berechtigung des Kirchenrechts historisch beleuchten. Damit ist die Sohm-Harnacksche Kontroverse wieder aufgenommen, und zwar in der Situation, die durch Holls Untersuchungen über die Urgemeinde und Holsteins „Grundlagen des ev. Kirchenrechts" geschaffen ist. Besonders Holsteins Begriff des „urförmigen Rechts" in seiner Anwendung auf die Urchristenheit hat den I. Clemensbrief in ein neues Licht gerückt. Die vorliegende Monographie sucht in dem Briefe die Formierung des Urrechts zur Gemeindeverfassung und damit die Wurzeln des werdenden formalen Kirchenrechts aufzuzeigen: in dieser Linie gesehen, erweist der I. Clemensbrief Notwendigkeit und Tragik des Kirchenrechts.

Preis brosch. RM. 11.25

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 18 — Gotha, 12. September 1931 — 45. Jahrgang

Inhalt: Sklaverei [Sp. 841] — Pfarrer und Politik [Sp. 843] — Friedenssonntag und neue Agende in Preußen [Sp. 848] — Irrwege der Inneren Mission [Sp. 851] — Betrachtungen zum Thema Marxismus 2. Katholizismus und Marxismus [Sp. 859] — Neue Bibelverdeutschungen (Schlatter, Daechsel u. A.) [Sp. 863] — Indologische Randbemerkungen zu Mathilde Ludendorffs Buch „Erlösung von Jesu Christo". I. Die Quellen [Sp. 867] — Bücher und Schriften: Natur und Gott (Titius); Biblisches Lesebuch (Hamburg); Literarische Erziehung (Rüttgers); Forderung des Tages, das neue Reich (v. d. Leyen); An der Pforte des Todes (Martensen-Larsen); Weg des modernen Menschen zu Gott (Duhm); Beichte als Abendmahlsvorbereitung (Harms); Religion der Goethezeit (Krüger); Freiherr vom Stein (Koch, Klingemann); Gottfried Keller (Roffler); Tannenbergbund und evangelische Kirche (Roth) [Sp. 871] — Die diesjährige Generalsynode der Brüderkirche [Sp. 875] — Greuel in Tripolis [Sp. 879] — Im Dienst der Nächstenliebe gefallen [Sp. 881] — Eine ungewöhnliche Friedensgeste [Sp. 882] — Internationaler Hilfsdienst in Eden [Sp. 882] — Kongreß der YMKA in Mähren [Sp. 883] — Wöchentliche Chronik [Sp. 884] — Verschiedenes: Marburger Vorlesungen im WS; Frau Dr. Kienle in Marburg; Mensch und Tier; Vom Hauptmann von Köpenick; Allzu-Unmenschliches; Zur deutsch-französischen Verständigung; Kleine Mitteilungen [Sp. 886] — Versammlungskalender [Sp. 888] — Anzeigen

Sklaverei

So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat, und laßt euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen. Gal. 5, 1

Oft begegnet uns heute das Wort „Sklaverei". Nicht nur in politischer, profaner Rede. Auch in Predigten, in fromm gemeinten Artikeln der Sonntagsblätter usw. Dabei wird vorausgesetzt, daß Jedermann ohne Erläuterung es versteht. Und es wird auch verstanden. Tausend Ketten schwingen um uns und klirren: Versailles, Dawes, Young, Reparationen, Steuern, Notverordnungen, Rationierung, Abbau, Arbeitslosigkeit, hoffnungslose Zukunft. Und die natürliche Reaktion dawider? Groll, Zorn, Haß — in tyrannos. Aber das alles ohnmächtig, wie ingrimmig auch immer. Denn das gehört zur „Sklaverei", die Ohnmacht und das Gefühl der Ohnmacht. Darum hat Sklaverei auch noch Eines im Gefolge: Verzweiflung.

Wenn nun in irgendwelchen wirtschaftlichen und politischen Gedankengängen wir Deutschen auf unsre Sklaverei angeredet werden, so mag das — je nachdem — Sinn und Wert haben. Aber in christlicher Rede soll man vorsichtig damit sein. Und soll, wenn man so redet, noch ganz Andres dazu sagen, was wichtiger ist.

Einmal, daß die Tyrannen auch Sklaven sind. Will sagen, daß unsre Not von denen geteilt wird, die uns drücken. Es ist ja nicht der einzelne Reiche, der einzelne Sieger, der uns drückt. Sie wissen ja selber nicht, wo aus und ein. Haben selber ihre Sorgen, und wo sie in Fülle sitzen, sitzt ihnen ein Dämon im Nacken, ein Plagegeist, der sie bis zum Wahnsinn plagt. Sie sind nicht einfach sie selbst, Menschen, die handeln können, wie sie wollten, freie Menschen. Ueber ihnen regiert die Wirtschaft, die Organisation, die Gesellschaft, die Firma, das Werk, das Kapital, die sie vertreten. Wie über uns. Was wissen wir, inwieweit sie unsres Neides wert sind?

Das alles müßte auch gesehen, auch gezeigt werden. Und unsre Sklaverei wäre dann nur eine unter vielen, und unsre Not hätte nur ihre besondre Note. Und unser Haß — der ja so schon nicht viel taugt, weil er ohnmächtig ist — fängt an zu schmelzen.

Zum Andern sollte von solcher äußerer Sklaverei selber ganz anders geredet werden. Gar nicht so beiläufig, sondern recht ausführlich. Denn es ist nicht so einfach. Nämlich, wie sie uns zum Besten dienen mag. Wie wir sie als unser Kreuz begreifen mögen und Segen davon haben.

Es gibt ein Sprichwort, das pflegte ein Freund von mir gern so zu zitieren: „Armut ist kein Glück und Reichtum ist keine Schande." Sehr einleuchtend. In Wirklichkeit lautet es umgekehrt. „Reichtum ist kein Glück und Armut ist keine Schande." Es gibt ein Lob der Armut, eine Liebe zur Armut. Alles cum grano salis. Alles recht verstanden.*) Aber kein Zweifel: nicht nur Franziskus, sondern auch Jesus hat die Armut gelobt und geliebt.

Wirklich, das ist nicht so einfach. „Verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen." Wenn es mir aber Niemand abkauft? Wenn ich aus den Verhältnissen, in denen ich lebe, einfach nicht herauskann? Allenfalls durch eine blanke Unbesonnenheit! Um dann nur Andern zur Last zu fallen, wo wir doch jetzt Andern helfen können! — Immerhin, wenn Jesus die Armut liebte und segnete, muß er sich doch dabei etwas gedacht haben! Und wenn er unter Freiheit etwas Andres verstand, als Befreiung von wirtschaftlicher Abhängigkeit und politischer Knechtschaft, muß er sich doch etwas dabei gedacht haben? Und wenn wir ihn nicht (sklavisch) nachahmen sollen, der nichts hatte, wo er sein Haupt hinlegte, so werden wir ihm doch irgendwie nachfolgen müssen, wenn anders wir seine Jünger sind? Kurzum, von alledem muß Etwas mitschwingen, wenn von Kanzeln oder in Sonntagsblättern das Wort „Sklaverei" fällt, als wäre es der eigentliche Schlüssel zu unsrer Lage. Es wird dann unser Horizont weiter, unser Mut freier, unsre Seele besinnlicher werden.

Was aber weiter nicht fehlen dürfte, wenn wir unser Los mit dem Brandmal der Sklaverei versehen wollen: daß noch so schwerer Druck äußerer Not uns nicht hindert, innen frei zu sein. Da ist und bleibt doch die Freiheit, zu der uns Christus befreit hat. Wenn wir nur von der erst recht Gebrauch machten! Wenn in unserm deutschen Volk echter Brudersinn und leidenschaftlicher Opfersinn erwachte und wir in einem tapferen, zähen Freiheitskriege die Dämonen aus unsern Grenzen hinausschlügen, die unsre Felder verwüsten und unsre Hütten niederbrennen! Daran könnte doch kein Clemenceau und kein Poincaré uns hindern? Das ist doch unsre eigentliche Sklaverei, daß Mord und Totschlag, Raub und Trug, Leichtfertigkeit und Unzucht eine solche Macht haben in unserm Volk. Und daß die braven Leute dawider nicht aufkommen können! Das ist Ursache zum Verzweifeln. Das muß uns Christenleute auf die Kniee zwingen.

Ist es nicht also? Wenn wir in dieser Zeit der Not uns bewährten in der Freiheit, zu der uns Christus befreit hat, und richteten uns in all unsrer Armut und Sorge mit einander ein auf gegenseitigen Dienst und auf die unentreißbare Freude an geistigen Gütern — die Heiden müßten zu

*) Siehe Nr. 2 dieses Jahres: „Von der Armut".

uns kommen von den Enden der Erde und unsern Gott anbeten. Unsern Gott, der ein Gott von Freien ist und nicht von Sklaven.

Darum weg mit dem blöden Gerede von Sklaverei. Noch mehr weg mit wirklichem Sklaventum, wirklichem Helotentum — das da nichts weiter ist als eigne Schwachheit und Sünde. Es ist doch nicht nur eine Weihnachtskunst, von der bloß im Dezember einmal geredet werden mag, sondern die eigentliche christliche Lebenskunst selber: die Kunst, die wir immer üben sollen bis in den Tod —

Wie ich im Lichte wandeln soll
Und sei des Weihnachtsglanzes voll.

R

Pfarrer und Politik

Rückblick und Ausschau

Kurz nach Ostern ist vom Thüringer Landeskirchentag eine „Dienstanweisung über politische Betätigung des Pfarrers" beschlossen worden; bald darauf hat der Pfälzer Landeskirchenrat eine ähnliche Ordnung ergehen lassen; andere Landeskirchen werden ihnen früher oder später folgen müssen. Unter den älteren Pfarrern sind zwar die bewußt politisch tätigen selten; aber mit den jüngeren und besonders den Studierenden der Theologie rückt ein Geschlecht heran, das in den politischen Parteien und Bünden steht, sich an ihrer Arbeit stark beteiligt und hochgespannte Erwartungen daran knüpft. Es kann sich dabei die Politik an die Stelle der Religion schieben, wodurch die Kirche in große Gefahr käme. Die Thüringer Dienstanweisung ist aus dieser Sorge geboren.

Sie versichert zunächst, daß die Kirche „die Freiheit des Pfarrers, einer politischen Partei anzugehören" nicht in Frage stellen wolle. Es liege ihr fern, „den Pfarrer an der Stellungnahme zu den öffentlichen Angelegenheiten zu behindern". Unter Umständen sei er „zu solcher Stellungnahme geradezu verpflichtet". Doch man verbietet ihm, auf der Kanzel „parteimäßig zu den politischen Fragen Stellung zu nehmen", in der Oeffentlichkeit „Abzeichen politischer Parteien oder Verbände zu tragen", oder an öffentlichen Umzügen, die von ihnen veranstaltet sind, sich zu beteiligen. Mehrmals werden die Pfarrer ermahnt, das Vertrauen zu ihrer Person oder gar das zur Kirche durch eine politische Betätigung nicht zu gefährden.

Dieser Anweisung kann man Maß und Umsicht nicht absprechen. Aber sie behandelt die politische Betätigung als eine persönliche Angelegenheit des einzelnen Pfarrers. Es fehlt die Einsicht, daß sie für seine religiöse Entwicklung etwas bedeuten könnte. Die Regelung der Frage ist weder dem Protestantismus, der letzte Sinngebung sein will, noch der Not unseres Volkes und seiner politischen Erregung ganz angemessen. Zeit und Umstände verlangen die Entfernung aller willkürlich-gleichgültigen Züge aus dem Bilde des Pfarrers, des Christen. Das Läßliche muß die Kirche in ein Notwendiges verwandeln, wenn sie es weiter mitführen will. Das Persönliche muß klar und straff dem Hauptzweck untergeordnet werden, oder es muß fallen.

Man kann der Thüringer Kirche keinen Vorwurf daraus machen, daß sie kein Pfarrerbild von letzter Geschlossenheit in ihrer Dienstanweisung gezeichnet hat. Sie war abhängig von dem Stande der Erörterungen der Frage innerhalb des Kirchenvolks überhaupt. Diese Erörterungen sind aber nicht in die letzte Tiefe vorgedrungen. Was man vorgebracht hat, reichte zwar aus, einen Damm von Bestimmungen gegen die politische Hochflut zu errichten und den berufenen Hütern eine Richtlinie zu erteilen, aber es hat das Kirchenvolk nicht auf die Beine gebracht, versammelt und in Marsch gesetzt. Die einmütige protestantische Bewegung, die lebendig-tatkräftige Gemeinde bleibt nach wie vor Wunsch und Aufgabe.*)

*) Wenn der Evangelische Ausschuß für politische Arbeit in Hessen-Nassau in einer Entschließung vom Juli von den politischen Parteien verlangt, daß durch die Auswahl der Abgeordneten nicht irgendeiner Konfession oder weltanschaulichen Richtung eine Stellung gegeben werde, die sie innerhalb der Wählermassen der Partei nicht besitzt, so wird auch das der evangelischen Kirche nicht aufhelfen. Die Forderung sieht darüber hinweg, daß die Konfession bei Vielen etwas Belangloses ist und es auch den Ernsteren an einer Klarheit über die politischen Pflichten des Protestantismus fehlt. Ehe beides nicht anders geworden ist, werden die Politiker Entschließungen wie der des Ausschusses wenig Beachtung schenken.

Man ist auch diesmal wie stets, wenn man sich mit der politischen Betätigung der Pfarrer beschäftigt hat, gern von seiner Pflicht, auf seine Gemeindemitglieder Rücksicht zu nehmen, ausgegangen. Die Meinung, daß der Hinweis darauf eine klare Lage schaffe, ist tief eingewurzelt. Aber sie ist unberechtigt. Der Begriff der Rücksicht ist viel zu leer und auch die kleinste Gemeinde noch viel zu sehr von Gegensätzen erfüllt. Eine Rücksicht schlechthin weiß da nicht hindurchzusteuern, sondern liefert uns nur den Umständen aus. Sie nötigt den Pfarrer, dessen Gemeinde sich vorzugsweise aus altbürgerlichen Kreisen zusammensetzt, sein soziales Empfinden kurz zu halten, während sie den, dessen Gemeindeglieder vorzugsweise den sozialistischen oder den nationalistischen Parteien angehören, zwingt, sich eine Schärfe der Rede und Formen des öffentlichen Verkehrs anzueignen, die nur mit jenem falschen Begriff der Rücksicht verteidigt werden können. Rücksicht schlechthin würde die Kirche sprengen, statt sie zu einen.

Es war Zeit und Gelegenheit genug, diesen leeren Begriff der schlechthinnigen Rücksicht durch einen klar christlichen zu ersetzen. Aber über Ansätze ist man dabei nicht hinausgekommen. Es genügt nicht, daß man den Christen an die Seele des Andern, nicht seine irdische Gestalt, bindet und so der Liebe die Strenge zugesellt. Es genügt nicht, daß man den Christen für die Entbindung des Glaubens im Nächsten leben läßt: er muß auch die rechte Vorstellung vom Glauben haben. Eine niedere Vorstellung vom Evangelium führt eine Rücksicht, die an sich auf dem rechten Wege ist, schnell wieder von ihm ab. Wer schon die Anerkennung gewisser Glaubenssätze Glauben nennt, wird immer bei Zwang und Lippenbekenntnis enden; wer schon in jedem Gefühl der Ehrfurcht vor etwas Größerem Christentum sieht, wird die christliche Erziehungsaufgabe gar nicht in ihrer vollen Bedeutung zu Gesicht bekommen. Ein christlicher Begriff der Rücksicht ist nur zu gewinnen in Verbindung mit klaren Vorstellungen vom Evangelium und protestantischem Glauben.

Im Gefühl der Unbestimmtheit einer Rücksicht und Nächstenliebe schlechthin hat die Thüringer Kirche in ihrer Dienstanweisung diesen Begriff vermieden und dafür die Pfarrer ermahnt, das Vertrauen, das man ihnen und der Kirche überhaupt entgegenbringt, nicht durch politische Betätigung zu gefährden. Ist aber diese Mahnung klarer? Das Vertrauen, das ich genieße, ist nicht unter allen Umständen etwas Wertvolles. Unsere Kirche hat gerade darum, weil sie heute nur noch eine geringe Rolle im Leben des Einzelnen wie des Volkes spielt, allen Grund, gegen die Achtung und das Vertrauen, das ihr entgegengebracht wird, mißtrauisch zu sein. Nur wenn beides Vertrauen auf das wahre Evangelium ist, und allein, soweit es solches ist, verdient es Rücksicht. Nicht aber wenn es auf Neigung zu den zufälligen Vertretern der Kirche, auf Blindheit gegen ihre Schwächen oder die Gewohnheit des Umgangs mit ihnen zurückgeht.

Die Erörterung der politischen Pflichten und Rechte des Pfarrers ist im Vorjahre im Anschluß an die Disziplinarverfahren gegen die sozialistischen Pfarrer Eckert und Kleinschmidt in Gang gekommen: es ist natürlich, daß sich an ihr die Religiösen Sozialisten besonders lebhaft beteiligt haben. In ihren Ausführungen haben sie stets auf das staatsbürgerliche Recht auf freie Meinungsäußerung zurückgegriffen. Es widerspricht dem Protestantismus nicht, daß sich ein Pfarrer seiner Kirche gegenüber auf seine staatsbürgerlichen Rechte beruft. Die irdische sichtbare Kirche kann wie jede andere menschliche Einrichtung ihre

Aufgabe vergessen und muß einer Grenze begegnen. Aber was ist mit diesem staatsbürgerlichen Recht auf freie Meinungsäußerung gesagt? Es ist nicht so, daß alle Staatsbürger von den verfassungsmäßigen Rechten in gleichem Umfang Gebrauch machen dürften.

Die Staaten haben allgemein die staatsbürgerlichen Rechte ihrer Beamten aus Sorge um die Reinheit und Sauberkeit der mit der Exekutive betrauten Beamtenschaft eingeschränkt. In England, Frankreich und den Vereinigten Staaten haben die Beamten seit langem kein passives Wahlrecht mehr; in Frankreich ist ihnen die Teilnahme an regierungsfeindlichen Demonstrationen, in den Vereinigten Staaten die an politischen Kämpfen überhaupt verboten. Aehnliche Beschränkungen scheinen zunächst für die Pfarrer in keiner Weise begründet. Ihr Amt kann nicht zur Exekutive gezogen werden. Sie sind Beamte der Kirche, nicht des Staates, und die Kirche ist vom Staate gelöst. Aber die Trennung der Kirche vom Staat ist anerkanntermaßen keine völlige. Der Protestant sieht im Staat ein Gotteswerk, an das er gestellt und für das er mitverantwortlich ist. Die Kirche hat ihm wie allen Geschöpfen zu dienen. Unser Staat hinwieder ahnt in der Kirche die Quellen, aus denen ihm starke Kräfte zufließen. Unsere Länder geben den Kirchen nicht nur allgemein die Möglichkeit des Gemeinschaftslebens, sondern haben sich auch zu beträchtlichen finanziellen Leistungen verpflichtet. Sie dürfen dafür erwarten, daß ihre Autorität durch die Diener der Kirche nicht untergraben wird. So ist erst letzthin im Preußischen Kirchenvertrag dem Staat ein Einspruchsrecht bei Besetzung der leitenden Stellen zugestanden worden. Wie wollen nun die Kirchenführer die Pfarrerschaft zu der Haltung gegenüber dem Staat erziehen, zu der sie sich mit Uebernahme ihres Amtes stillschweigend verpflichten? Vielleicht genügt eine Verstärkung der inneren Bindungen, des evangelischen Geistes. Aber wie diese Verstärkung schaffen? Sind Verbote nicht viel bequemer? Sind sie dem Staate nicht lieber? — Die Religiösen Sozialisten haben von dem Recht des Pfarrers auf freie Meinungsäußerung in allzu naiver Weise gesprochen. Aehnlich wie bei den Beamten erleidet es bei den Pfarrern Beschränkungen. Welcher Art sie sind, ist nicht geklärt, wenn auch schon manche umsichtige Stimme sich geäußert hat.

Die Waffe, die die Religiösen Sozialisten am häufigsten in dem Kampf gegen eine politische Fesselung des Pfarrers geschwungen haben, war die evangelische Gewissensfreiheit. Diese Waffe ist in vielen Kämpfen bewährt. Freilich jede Zeit hat sie sich neu schärfen müssen.

Die Reformatoren haben unter der evangelischen Freiheit die auf das Evangelium sich gründende Freiheit des Christen von den Werken, die Rom ihm auferlegt hatte, verstanden. Ihr Freiheitsbegriff ist gegen die römische Kirche gerichtet. Was bedeutet aber in unserer heutigen Welt dem Protestanten dieser Begriff? Evangelische Freiheit ist für ihn wesentlich Gebundenheit ans Evangelium. Die Freiheit seines evangelischen Gewissens besteht darin, daß es nur der Autorität der Schrift, nicht der von Menschen allein sich beugt. Aber wenn nun die Schrift mit dem Buchstaben des Neuen Testaments oder irgendwelcher Glaubensbekenntnisse gleichgesetzt wird: was bleibt dann von der Freiheit? Und anderseits, wenn die Auslegung des Evangeliums der Willkür des Einzelnen überlassen wird: was bleibt dann vom Evangelium? Die Gebundenheit führt nicht auf festen Boden, solange der Inhalt des Evangeliums unklar bleibt.

Von welcher Seite man auch die Lösung der Frage „Pfarrer und Politik" versucht, man wird immer auf die entscheidende Bedeutung einer richtigen Auffassung des Evangeliums stoßen. Unsere Schiffe laufen stolz aus, aber bald liegen sie mit schlaffen Segeln still und warten auf die rechte Deutung der Schrift. Die Männer des praktischen Lebens schauen nach den Theologen aus und sind bereit, ihnen die Führung zu überlassen. Aber solches Zurücktreten ist verkehrt. Denn eben die Ausführungen der Religiösen Sozialisten lassen immer wieder fühlen, daß die Praktiker genug besitzen, um jene Deutungsfrage von sich aus in Angriff zu nehmen und sich selbst wieder flottzumachen.

Die Religiösen Sozialisten empfinden sich ganz als Tatchristen. Sie versuchen Ernst zu machen mit den Forderungen Christi. Fühlen sie, daß in ihrer Tatforderung auch ein Grundsatz der Schriftdeutung enthalten ist? Der Versuch, nach dem Evangelium zu leben, bedeutet einen starken Schutz gegen den Selbstbetrug, gegen das leere Wort, die Phrase. Ein christliches Leben bietet in Verbindung mit der Wissenschaft, die vor Vorurteilen schützt, die beste Gewähr für die rechte Erkenntnis der Schrift.

Wer nicht christlich lebt, kann keine klare Vorstellung vom Evangelium haben. Nur dem, der christlich lebt, erschließt sich der Sinn des Evangeliums. Freilich das rechte Leben verbürgt noch keine Erkenntnis der Wahrheit; auch das Verständnis der Schrift bleibt Gnade; aber sicher wird die Erkenntnis Keinem gegeben, der unchristlich lebt. Gott vergibt die Sünde, wem er es bestimmt hat; aber das Verständnis der Schrift gibt er Keinem, der unchristlich lebt. Gott ist jenseits der Natur, aber nicht gegen sie; er ragt über sie hinaus, aber er spielt nicht mit ihr.

Nicht erst der Gehorsam gegen Gott verlangt christliche Taten, sondern schon die Schriftdeutung, die Predigt. Die Gebundenheit ans Evangelium wird auf diesem Standpunkt Verpflichtung zur Tat in der Hoffnung, dadurch tiefer in das Evangelium einzudringen. Die Freiheit wird Erlaubnis der Tat. Das Gewissen die Empfindung ihrer Notwendigkeit.

Aus diesen Begriffen folgt, daß der Pfarrer zur politischen Betätigung verpflichtet ist. Als Pfarrer ist er zugleich Privatmann und Staatsbürger, Bürger einer Stadt, Mitglied einer Partei und Glied von verschiedenen Vereinen. Um seiner Verkündigung willen hat er die Pflicht, das Christentum in seinem ganzen Leben durchzuführen. Wollte er sich darauf beschränken, nur sein privates Leben christlich zu gestalten, so würde er die Tür, die zum Verständnis des Evangeliums führt, nur einen Spalt breit öffnen. Erst der Versuch, auch das Gemeinschaftsleben christlich zu gestalten, öffnet sie ganz.

Der Pfarrer genügt schon seiner Pflicht zur Politik, wenn er für sittliche Formen bei politischen Auseinandersetzungen sich einsetzt. Freilich unsere extremen politischen Parteien verdächtigen solche Bestrebungen häufig als Partei- und Klassenpolitik. Die sittlichen Forderungen der Kirche nennen sie Versuche eines abgelebten Bürgertums, sich über Wasser zu halten. Dadurch darf sich die Kirche nicht einschüchtern lassen. Sie muß den Anschuldigungen mit Taten gegenübertreten. Der Eigentumsbegriff, die Kriegsfrage geben ihr Gelegenheit genug, zu zeigen, daß sie nicht mit dem Bürgertum eins ist.

Die Thüringer Dienstanweisung enthält eine ausgezeichnete Bestimmung, die viel dazu beitragen kann, über die politische Stellung der Kirche Licht zu verbreiten. Sie verpflichtet die Pfarrer: „nach Kräften dahin zu wirken, daß nicht Mittel und Einrichtungen politischer Parteien und Verbände für die Zwecke kirchlicher Wahlen aufgeboten, angenommen und verwendet werden."

Wahre Politik ist nicht Partei- oder Klassenpolitik. Die Kirche muß den Begriff der Politik rein erhalten und festigen.

Trotz der großen Bedeutung, die sie einer politischen Betätigung zumessen muß, wird sie von ihren Pfarrern heute nie den Beitritt zu einer Partei verlangen. Die politischen Parteien bieten zwar die Möglichkeit zu schnellem und breitem Erfolg. Aber manche fordern von ihren Mitgliedern einen vollkommenen Kadavergehorsam. Der Christ ist heute nicht in jeder sicher, daß er seinen christlichen Gedanken in ihr entsprechend seinen Fähigkeiten Geltung verschaffen kann. Dem Niedergang der Parteien und der Verwilderung der politischen Sitten, die wir heute erleben, tritt der Christ unter Umständen dadurch am schärf-

sten entgegen, daß er sich augenfällig von den Parteien zurückhält und zur Zurückhaltung ihnen gegenüber auffordert. Trotzdem wird die Kirche Niemanden hindern dürfen, auch dort noch etwas zu hoffen, wo wenig zu hoffen ist, auch dort noch vom Evangelium her zu richten und zu raten, wo kaum Jemand darauf hören wird. Das Einzige, was die Kirche unter gar keinen Umständen dulden kann, ist die passive Zugehörigkeit des Pfarrers zu Parteien und Vereinen. Die Welt hat sich so stark vom Evangelium fortentwickelt, daß die meisten Parteien und Vereinigungen sich von einem anderen Geiste regieren lassen als dem christlichen. Gehört ihnen ein Pfarrer untätig an, so läßt er über sich einen unchristlichen Geist schalten, stärkt ihn und gibt, da man in ihm stets den Vertreter der Kirche sieht, zu falschen Vorstellungen über die Kirche Veranlassung. Je geringer der Einfluß der Kirche ist, desto mehr Veranlassung hat sie, bei ihren Pfarrern unerbittlich auf tätige Mitgliedschaft bei Parteien und Vereinen zu drücken.

Zu einer klaren Bejahung der politischen Betätigung der Pfarrer haben sich unsere Kirchen deshalb nicht entschließen können, weil sie befürchten, der Pfarrer könne sich dabei an die Politik verlieren. Diese Gefahr besteht nur, wenn er mit der politischen Betätigung nicht seine Berufsarbeit zu verbinden, diese nicht durch jene zu fördern weiß. Versteht er das aber, so ist für ihn nichts zu fürchten. Sucht er durch die politische Arbeit nur in der Erkenntnis des Evangeliums zu wachsen, so wird er seine Kraft nicht in erster Linie der Agitation und dem Erfolg widmen, sondern dem inneren Leben der Partei, nicht der Partei überhaupt, sondern seiner Ortsgruppe. Ihre Handlungen und Entschlüsse, ihre Berichterstattung, ihre sozialen und wirtschaftlichen Einrichtungen beobachtet er, beurteilt er vom Evangelium aus und sucht er mit christlichem Geist zu durchdringen. Mit vollem Recht fordert das auch die Thüringer Dienstanweisung. Der Pfarrer wird dadurch oft in Gegensatz zur Gruppenleitung, ja zur Partei überhaupt kommen. Er eignet sich auch nicht zum Sprecher, denn von dem erwartet man heute zumeist eine hemmungslose Vertretung der Partei. Aber er wird eben dadurch vor der Demagogie und der Phrase bewahrt und legt durch sein Verhalten ein Zeugnis von dem ab, was Christentum und Nächstenliebe in Wahrheit sind. Tatzeugnisse brauchen wir heute.

Trotz des Einspruches ihrer Pfarrermitglieder werden die Parteien manchmal zu Handlungen schreiten, die die Kirche nicht billigen kann. Bleibt der Pfarrer dennoch ihr Mitglied, nötigt man den Bleibenden zur Teilnahme an einer von ihm bekämpften Demonstration oder anderen Handlung, so ist er durch seinen Einspruch für seine Person entschuldigt und die Kirche muß ihn gegen Angriffe aus der Mitte des Kirchenvolkes schützen. Sie kann nicht wünschen, daß ihre Pfarrer nur dort stehen, wo eine bürgerliche Ehrbarkeit sich von selbst versteht. Für ihren Bestand ist nötig, daß jeder dort, wo er steht, das Evangelium zur Geltung zu bringen gesucht hat und noch sucht. Dafür muß er den klaren Nachweis erbringen können, darauf vor allem hat sich im Fall einer Beschuldigung die Untersuchung der Behörde zu erstrecken.*)

Die Pflicht zur Tat nötigt den Pfarrer nicht nur in das gefährliche Gebiet der Politik hinein, sondern ist auch der Faden, an dem er wieder aus ihm herausfinden kann. Es zeigt sich das noch an einem anderen Punkte.

Der Pfarrer will nicht nur selbst Erkenntnis der Schrift, sondern auch seine Gemeinde zu ihr führen. Dazu genügt die Predigt nicht. Wie er selbst die Schrift nicht verstehen kann, wenn er nicht christlich handelt, so auch die Gemeinde. Deshalb wird er sie zu einem christlichen Leben zu erziehen suchen. Hierzu bieten die politischen Fragen eine gute Gelegenheit. Nur sie lassen sich bis zum Ende gemeinsam treiben. Das private Leben läßt sich niemals im gleichen Umfang zur Sache einer Gemeinde machen. Der Pfarrer wird daran die öffentlichen Angelegenheiten, soweit sie die Kritik des Christen herausfordern oder nicht recht vorwärts kommen und ihn auch als Parteimann beschäftigen, vor den Kirchenkörperschaften zur Sprache bringen und mit ihnen zusammen in christlichem Geiste zu lösen versuchen. Unsere kirchlichen Körperschaften müssen lernen, an der Oeffentlichkeit Kirchenzucht zu üben. Das wird der Oeffentlichkeit sicher nicht immer angenehm sein, aber die Erkenntnis des Kirchenvolks wie ihres Pfarrers verlangen das. Die Erörterung der Mißstände und der Vorschläge zur Abhilfe werden den Pfarrer über die Christlichkeit der eigenen Absichten und Gedanken klarer machen und vor manchem Irrtum bewahren. Der Gemeinde aber wird mit ihnen erst ein volles Bild ihres Pfarrers gegeben und ein Weg zu wahrem Glauben eröffnet.

Ein Pfarrer, der seine politische Betätigung in den Dienst seiner Schriftauslegung stellt, ist damit stark gebunden. Schließt er sich einer politischen Partei an, so hat er sich vor allem der Ortsgruppe zu widmen, in ihr praktisch mitzuarbeiten und das, was ihn politisch bedrückt, zunächst mit seinen Kirchenkörperschaften durchzusprechen. Mahnungen und Verbote sind einem Pfarrer gegenüber, der sich danach hält, überflüssig. Doch wie wenig Einigkeit besteht über die grundsätzliche Pflicht des Christen zur Tat, wie wenig Beachtung findet eine grundsätzliche Erörterung! Deshalb muß heute die politische Betätigung des Pfarrers noch mit Verboten umgeben werden. Die Thüringer Dienstanweisung dürfte das Beste darstellen, was heute in dieser Frage erreichbar ist. Hat sie doch auch die Zustimmung aller Richtungen und fast aller Abgeordneten gefunden. Ein Religiöser Sozialist hat sich der Stimme enthalten, ein Deutschkirchler dagegen gestimmt. Sie enthält eine Anzahl Bestimmungen, die von neuem, gut protestantischem Geiste zeugen; wir haben sie oben hervorgehoben. Wer nach einer lebendigen Kirche strebt, wird diese Bestimmungen zu erweitern suchen und den Schwächen mit Stützen zu Hilfe kommen. Ein protestantisches Gewissen sollte immer wieder verlangen, daß zum mindesten den Abgeordneten der Landessynoden, wenn nicht den Mitgliedern der kirchlichen Körperschaften überhaupt, die politische Freiheit in gleichem Umfang beschnitten wird wie den Pfarrern. Andernfalls haben wir in unserer Kirche zwei Stände und kehren nach Rom zurück. Es ist auch unbedingt nötig, daß man die Kirchenkörperschaften erzieht, an dem öffentlichen Leben ihres Ortes Kirchenzucht zu üben. Sonst wird die Bevölkerung die politisch tätigen Pfarrer stets falsch beurteilen.

Es ist gefährlich, die Frage „Pfarrer und Politik" für sich allein ohne Rücksicht auf die anderen Fragen des Protestantismus lösen zu wollen. Nur soweit es gelingt, in und mit ihr jene zu lösen, ist sie selbst gelöst.

Schleiz Richard Sennewald

*) Danach ist auch beim Dienststrafverfahren gegen den Pfarrer Eckert nicht gefragt worden, wie das Urteil lehrt, das jetzt im Gesetzesblatt für die Landeskirche Baden vom 12. August abgedruckt ist. Natürlich darf der Untergebene den Gehorsam nicht bei jeder Gelegenheit von seinem „Gewissen" abhängig machen. Aber wenn die Behörde mehr Sorge für die Kirche, ihre Einrichtungen und Verordnungen zeigt als für den lebendigen Glauben ihres Kirchenvolks, so fordert sie den Ungehorsam heraus. Es ist arg, daß in dem Urteil von der Kirche so oft, von dem Evangelium gar nicht die Rede ist. Verwaltungsgerichte gewährleisten durchaus nicht immer Schutz vor einem Mißbrauch der Amtsgewalt. Die Kirchentage müssen die Pflicht der Kirchenbehörde zum Wesentlichen festlegen und Wege, die dahin führen, in die Verfassungen einbauen.

Friedens-Sonntag und Neue Agende in Preußen

Der Entwurf zu einer neuen Agende, den der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin den Provinzialsynoden der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union vorlegt, behandelt den sonntäglichen Hauptgottesdienst mit ganz besonderer Ausführlichkeit. Er bietet z. B. für die Eingangs- und die Epistelsprüche, sowie für die Bußgebete eine Fülle biblischer Worte, nach dem Kirchenjahr geord-

net, oft für den einzelnen Sonntag und die einzelnen Perikope spezialisiert. Man kann manchmal den Eindruck haben, daß die Genauigkeit der Handreichung dem Pastor zuviel Vorarbeit abnimmt. Immerhin besagen die dem Entwurf vorangestellten Grundsätze, daß anderes biblisches Gut herangezogen werden kann.

Auch für besondere Anlässe ist, wie in anderen Agenden, Stoff geboten. Es sind genannt: Synodalfest, Kirchweih, Bibelfest, Missionsfest, Innere Mission, Judenmission, Gustav Adolf-Fest, Evangelischer Bund, Kirchengesangfest, Vaterländische Gedenktage, Volkstrauertag, Schulgottesdienst, Bergmannsfest, Arbeitssonntag, Frühlingsfeier, Sommerfeier, Herbstfeier (Erntedankfest) und an anderen Stellen Reformationsfest und Totensonntag. Hiervon ist mindestens der Arbeitssonntag ein Spezialtag neuerer Herkunft. Doch wird man auch Frühlings- und Herbstfeier, sowie den Volkstrauertag hierher rechnen dürfen. Die Agende lehnt also Spezialsonntage nicht unbedingt ab. Die grundsätzlichen Bedenken, die gegen solche vorgebracht werden, teilt der Entwurf nicht. Dann wird man aber an den Friedenssonntag erinnern dürfen, der in der Reihe besonderer kirchlicher Sonntage dasselbe Recht haben sollte, wie die eben genannten.

Denn die Feier eines Friedenssonntages setzt sich in einer ganzen Reihe evangelischer Kirchen der europäischen Länder durch, meist gemäß dem Vorschlage des „Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen" auf den 2. Advent. Näheres darüber kann man in der „Eiche" 1931, Nr. 3, S. 340 ff., nachlesen. Der Friedenssonntag des 2. Advent kann bei richtiger Zusammenarbeit der Kirchen ein ökumenischer Sonntag werden. Es ist daher keine Willkür, den neuen Agendenentwurf nach seinem Anteil an dieser Zusammenarbeit zu durchsuchen.

Daß die Friedensarbeit heute wachsende Hemmungen erleidet, kann nicht bestritten werden. Eben darum ist sie für das „Dennoch" des Glaubens so aktuell wie wenige. Die stetig sich verschärfenden Spannungen zwischen den Völkern sind eine handgreifliche Gefahr für unsere Kultur, gerade in ihren geistigen und edelsten Gütern. Nun ist von den kulturellen Sorgen eine Kirche gewiß „frei — durch den Glauben". Aber „durch die Liebe" ist sie allem Menschlichen in schwesterlicher Mitverantwortung verbunden („untertan" sagt Luther). Die besondere Pflege des Friedensgedankens (des Wissens um die Pflicht zum Frieden) wäre also gerade heute eine Gehorsamstat der Kirchen (und kennt als solche keine Rücksichten auf Opportunität und Erfolgsaussicht).

Trotzdem fehlt merkwürdigerweise in dem Agendenentwurf jede Hindeutung auf den Friedens-Sonntag. Auch in dem zur Adventzeit gebotenen Bestand an Sprüchen und Gebeten findet sich keine Beziehung. Denn auch das Gebet Nr. 7 auf S. 53 kann als solche nicht gelten, wenn es ganz allgemein bittet: „Hilf uns hindurchdringen zum Ziele unserer ewigen Bestimmung in dem Reiche Jesu Christ, unsres Herrn".

Man hat eingewendet, die Perikopen des 2. Advent eigneten sich nicht zur Berührung des Friedensgedankens. In den dortigen Bibelabschnitten handle es sich um die „Zukunft des Herrn". Aber diese beiden Inhalte schließen einander nicht aus, sondern ein. Wohl redet z. B. das „alte Evangelium" des 2. Advent (Luk. 21, 25—36) von den Katastrophen, die dem „Ende dieser Welt" vorangehen werden. Aber kein Wort davon, daß die Christen an diesen Wirren kämpfend teilnehmen sollen. Im Gegenteil, die Christen sollen „sich hüten, daß sie nicht beschweret werden mit Sorgen der Nahrung" (Kriege haben ja sehr oft wirtschaftliche Ursachen!), und sie sollen „wach sein, daß sie fähig seien, zu entfliehen dem allen". Wie auch anderswo, so rechnet Jesus hier mit der Möglichkeit, daß die Enddrangsal unter Umständen um der Auserwählten willen verkürzt werden kann. Und im Vater-Unser legt er den Jüngern sogar die Bitte in den Mund, die „Versuchung" (das bedeutet: die Nöte und Proben der großen Enddrangsal) möge ihnen erspart bleiben, die letzte Erlösung möge ohne diese Wirrsale von Aufruhr, Krieg gegen die Frommen und Himmelszeichen eintreten dürfen. Gerade das Vater-Unser in seinem ursprünglichen endzeitlichen Sinn beweist die Pflicht der Jüngerschaft, unablässig um Vermeidung der Enddrangsale der Welt zu beten. Und da dies Motiv auch in Luk. 21 anklingt, so fügt sich der Friedensgedanke sehr gut in diese endzeitliche Perikope. Dasselbe gilt von dem „neuen Evangelium" des Sonntags in Luk. 17. In der „alten Epistel" (Röm. 15, 4—13) motiviert das endzeitliche Wort von der „Hoffnung" die wiederholte Mahnung zur Einmütigkeit und zur Ueberbrückung des Trennenden, „einander aufzunehmen". Nicht anders die neue Epistel (2. Petr. 1, 3—11), die an die „Verheißungen" die Kette der Mahnungen knüpft und diese über die Bruderliebe bis zur „allgemeinen Liebe" verlängert, und dies noch recht ernst bekräftigt. Sogar die „alttestamentliche Lesung" (Mal. 3, 19 ff.) klingt in ein Wort von der Wiedervereinigung des Getrennten aus: „daß ich nicht komme und das Erdreich mit dem Banne schlage".

Die Perikopen bieten also organische Anknüpfung. Um so bedauerlicher ist, daß die Spruchauswahl des Agendenentwurfes an dieser Gelegenheit völlig vorbeigeht. Es ist aber dankenswert, daß der Entwurf so zeitig veröffentlicht ist, daß noch Vorschläge zur Ergänzung möglich sind. Solche Vorschläge seien hiermit gemacht.

Als Eingangssprüche eignen sich: Jes. 57, 19; 26, 3 und 60, 17. Als Sprüche nach der Schriftlesung kommen in Betracht a) nach Rm. 15: Ps. 133, 1 und 3; Jes. 57, 19; b) nach Lk. 21: Jes. 30, 15; Zephanja 3, 9; c) nach 2. Ptr. 1: Jes. 51, 4—5; Ps. 119, 32; Ps. 119, 68; 143, 10; d) nach Lk. 17: Jes. 42, 16; 48, 18; 56, 1; Micha 4,3; e) nach Mal. 3: Jes. 11, 9; Ps. 145, 13—14; Jes. 66, 18: Es kommt die Zeit ... Micha 4, 3; Ps. 33, 15—18 (auch zu den evangelischen Perikopen); 37, 8—9; 72, 3.

Bei den „Vorsprüchen zum Dank" (S. 98) sollte auf Jes. 11, 1, 2, 4 und auf Jes. 52, 7 hingewiesen worden, zumal Jes. 11 als Perikope ein auf evangelischem Boden ungebräuchliches Marienfest schmückt.*)

Dies und ähnliche Worte gehören zu den Kleinoden der Bibel. Und es sollte jedenfalls unmöglich sein, daß die endgültige Form der neuen Agende ohne die Rücksicht auf das Werden eines ökumenischen Sonntages, des Friedenssonntages, hinausgeht. Ihn mit dem Hinweise auf Bestrebungen für andere Spezialsonntage abtun zu wollen, dürfte dem Ernst der kirchlichen Aufgabe nicht angemessen sein. Es handelt sich zudem ja nicht darum, den Friedenssonntag

---

*) Auch die agendarischen Gebete bedürften einer Ergänzung in dieser Richtung. Die einzige Anknüpfung, die sie bieten, findet sich S. 155 in Nr. 1 der „Eingangsgebete" für die „Andere Form" des Vormittagsgottesdienstes: „Mehre deine Herrschaft unter uns, daß auch die Mächtigen auf Erden sich von dir weisen lassen." Im übrigen beschränkt sich das Gebet um Frieden in der Regel auf die Bitte um Einigkeit im eigenen Volke. Das ist zu lückenhaft. Eine Kirche darf mehr erbitten und soll es. Etwa in dem Sinne: „Gib du den Mächtigen gute Gedanken, daß sie ihr Amt der Leitung „tun zum Guten und nicht zum Bösen, zum Helfen und nicht zum „Hassen, zum Bauen und nicht zum Zerstören, zum Retten und nicht „zum Verderben; daß nach deinem väterlichen Willen Eine Herde „werde unter dir, du einiger Hirt alles Lebendigen". Die ganz versteckte Einschaltung S. 146 e geht in diese Richtung. Ihre klarste Stelle ist aber in Klammern gesetzt. Aber auch ohne dies dürfte man diese Behandlung des christlichen Friedensgedankens in einer Agende mehr als stiefmütterlich nennen, zumal sie den ökumenischen Sonntag nicht nennt, sondern unter einem fremden Kennwort steht (deutsche Not und Gottes Gerechtigkeit in der Völkerwelt), und zumal das Gebet um „Hilfe wider Schmach und Ungerechtigkeit" sich nicht mit dieser entlegenen Unterbringung begnügen muß, sondern sich wiederholt in den eigentlichen Schlußgebeten findet. Ob das Wort „Schmach" ein liturgisches Wort ist, darf übrigens bezweifelt werden. Es macht das Gebet, in dem es vorkommt, allzu leicht zu einem „Gebet gegen Jemand", von dem die Christenheit durch die Geschichte vom „Pharisäer und Zöllner" nachdrücklich abgeschreckt sein sollte. Das Wort ist geeignet, die Reinheit des liturgischen Gebetes zu trüben.

gesetzlich zu erzwingen, sondern seine Möglichkeit agendarisch darzustellen. Diese Forderung an eine neue Agende dürfte nicht unberechtigt sein, sondern unter dem Worte stehen: „Kaufet die Zeit aus, denn es ist böse Zeit" (Eph. 5, 16).

Apollensdorf Karl Müller

Irrwege der Inneren Mission

1. Die Hika — 2. Sterbevorsorge — 3. Der Devaheimkonzern

In den Inflationsjahren stand die Innere Mission vor dem finanziellen Zusammenbruch. Ihren letzten Rückhalt bildeten die kirchlichen Zuschüsse, und ihren Geistlichen, die sie nicht mehr versorgen konnte, öffnete die Kirche die Rückzugspforte zum Pfarramt. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich eines Abends während dieser Zeit aus der Provinzialsynode kam mit Generalsuperintendent Axenfeld, der aus einem Missionsmann sehr rasch Kirchenmann geworden war, und er es als eine erfreuliche Beigabe zu dieser trüben Zeit begrüßte, daß sie der Kirche die Möglichkeit gäbe, auch die IM wieder „in ihre Hand zu bekommen". Nicht als ob er sie unfrei machen wollte, aber er fand doch, daß sie zu selbständig geworden wäre und daß ihr ein bißchen kirchliche Leitung gut täte.

Seitdem haben sich die Verhältnisse gewaltig verändert: die IM ist eine Geldmacht und damit eine Großmacht geworden. Ja, sie hat sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es ihre Aufgabe sei, das kirchliche Finanzgebäude einmal abzufangen und zu untermauern. Wo die gesamten Kirchen Deutschlands keine Möglichkeit sahen, sich an einer internationalen Evangelischen Bank zu beteiligen, sprang die Innere Mission ohne Mühe ein. Bankeinrichtungen und ein ausgebautes Netz von wirtschaftlichen Unternehmungen sicherten ihrem Vermögen ein scheinbar stetiges Wachstum und die Verfügung darüber die nötige Beweglichkeit. Als der Centralausschuß der IM (CA) im Jahre 1926 eine Auslandsanleihe zur Unterstützung von evangelischer Liebesarbeit aufnahm — und wer anders hätte sie damals zustandebringen können? —, konnte er auf ein Vermögen der mit ihm verbundenen Anstalten und Organisationen in Höhe von vielen Milliarden hinweisen und erhielt anstandslos daraufhin 10 Millionen geliehen. Das Selbstbewußtsein des CA wuchs mit dem Bewußtsein seiner Kapitalmacht und führte ihn auf Wege, die ihm und der ganzen Evangelischen Kirche verderblich geworden sind. Von diesen Irrwegen will ich reden.

Es sind die Irrwege, die der Jesuitismus in einigen Ländern gegangen ist; sowohl in den Mitteln wie im Ziel. Es ist nicht gleichgültig, mit welchen Mitteln man Geld erwirbt, auch wenn man es zu „guten Zwecken" verwenden will. Es ist auch nicht erlaubt, Geldgeschäfte zu treiben, die man nicht beherrscht. Die Wirtschaftsunternehmungen des CA haben vielfach nur durch starken Druck auf wirtschaftlich schwache Kreise Geld gebracht, das nun anderen wirtschaftlich schwachen Kreisen als Unterstützung zufließt. Dadurch wird wohl statistisch die Zahl der guten Werke einer bestimmten Firma vermehrt, aber nicht das Gute in der Welt. Durch seine Geld- und Wirtschaftsgeschäfte ist der CA mit so viel Unternehmungen verflochten, daß sein leitender Direktor ein Universalgenie sein müßte, wenn er alles beherrschen wollte. Tatsächlich beherrscht er dieses Gebiet auch nicht, er zieht sich aus der Klemme, indem er die Erledigung dem jeweiligen „Sachbearbeiter" überträgt. Natürlich braucht ein leitender Direktor nicht alle Einzelheiten des Betriebes zu kennen, aber er muß imstande sein, in jedem Augenblick sich in jeder Frage, die eine Entscheidung des Werkes erfordert, zurechtzufinden und die sachgemäße Führung zu übernehmen. Wenn er das nicht kann, ist entweder er für das Werk zu klein oder das Werk für ihn zu groß. Heute gibt es kaum irgendein Lebensgebiet, auf dem sich der CA nicht betätigt; er meint, er müsse überall sein; es sind Irrwege, auf denen er den Dingen nachläuft, um ihrer Herr zu werden. Begrenzung seiner Tätigkeit, Beschränkung auf sein eigenes Gebiet ist heute für ihn Selbsterhaltungspflicht.

Ich will das näher nachweisen an dreien seiner Schöpfungen: der Hilfskasse gemeinnütziger Wohlfahrtseinrichtungen (Hika), der Evangelischen Sterbevorsorge (ESV) und der Deutsch-Evangelischen Heimstättegesellschaft (Devaheim).

1. Die Hika

Schon in der Inflationszeit, als Staat und Reich anfingen, den notleidenden freien Liebesarbeiten regelmäßige Unterstützungen zuzuwenden, wurde die IM und damit ihre Spitzenvertretung, der CA, zum Vermittler für öffentliche Zuwendungen. Auch die Wohlfahrtsunternehmungen der Gemeinden wurden an die IM gewiesen und standen hilflos deren „Verteilungsschlüssel" gegenüber. Im Jahre 1923 wurde insonderheit durch Verständigung zwischen dem CA und dem katholischen Caritasverband die Hika gegründet, von deren Anteilen je 40% der CA und die Caritas, 20% zusammen die jüdische Wohlfahrt, das Rote Kreuz und der sogenannte Fünfte Wohlfahrtsverband (Vereinigung der Anstalten der „freien" Wohlfahrtspflege Deutschlands) übernahmen. Damit wurde die bisher offiziöse Vermittlerstellung des CA für die evangelischen Liebeswerke offiziell. Wohlfahrtsministerium und Reichsarbeitsministerium gaben alle der freien Wohlfahrtsarbeit zugedachten Beträge — und die waren sehr beträchtlich — der Hika zu treuen Händen; und diese, die unsichtbar im Hintergrund blieb, benutzte für die Weiterleitung der „evangelischen" Gelder den CA als Kanal. Auch die Auslandsanleihen sowohl der Caritas wie des CA im Jahre 1926 flossen über die Hika und CA bzw. Caritas in die Anstaltskassen. Das wurde bei allen Beteiligten als sehr praktisch empfunden, weil es die Arbeit vereinfachte, obwohl man nicht begreift, warum die evangelischen Gelder nicht direkt dem CA zur Weiterleitung gegeben wurden, da der Schlüssel doch feststand und die Hika keine selbständigen Einnahmequellen hatte. Entscheidend muß gewesen sein der berauschende Gedanke, eine gewaltige Kapitalmacht aufzurichten. Tatsächlich wurden durch die Zwischenschaltung von zwei Organisationen, Hika und CA, die Unterstützungen des Staates und des Reiches mit zwei Provisionen belastet, denn der große Verwaltungsapparat der Hika wollte doch auch leben: ein großes Haus wurde erworben, Direktorposten wurden geschaffen, Autos waren nötig, der ganze Zuschnitt des Geschäftes mußte dem Milieu des Bankgewerbes entsprechen. Welche Summen dafür in Frage kommen, geht am besten daraus hervor, daß der CA einem Angestellten, aus dessen Anstellung nichts geworden war, im gerichtlichen Vergleichsverfahren 70 000 M. Entschädigung bezahlte.

Die Zwischenschaltung des CA bedeutete für ihn die Rettung aus allen Finanznöten und die Grundlage zu seinem finanziellen Aufstieg. Es ist sehr einfach, sich durch Zuschläge zu oder Abzüge von überwiesenen Summen ein Einkommen zu sichern; die Banken handeln ähnlich, nur daß sie bei der Beschaffung der Gelder ihre persönliche Tüchtigkeit einsetzen und ein persönliches Risiko tragen müssen. Wenn aber z. B. Amerika aus besonderen sozialen Erwägungen billiges Geld für evangelische Anstalten gibt, so halte ich es für eine Verirrung, wenn der evangelische Treuhänder daraus für sich Gewinn ziehen zu dürfen glaubt, selbst wenn er den Gewinn wieder für andere soziale Zwecke verwendet. Er kann das doch alles nur tun zu seinem Selbstruhm oder zur Steigerung seiner Macht. Als die Devaheimsanierung versucht wurde, konnte der CA dafür jährlich 200 000 M. auf 10 Jahre zur Verfügung stellen; und das waren lauter Provisionsgewinne an der ausländischen Anleihe.

In allen Geldunternehmungen liegt ein ungeheurer

Expansionsdrang. Die Hika war denn auch bald nicht mehr zufrieden mit ihrer stillen, wenn auch lohnenden Vermittlertätigkeit, sie gründete bald eine eigene Bank, d. h. sie lieh einigen ihrer Mitglieder und Angestellten das Gründungskapital für die Errichtung einer Bankfirma, die ihr dieses Kapital wohl heute noch schuldig ist. Die der Hika zufließenden Wohlfahrtsgelder wurden nun noch jeweils der neuen Bankfirma auf kurze Frist geliehen, und die Hika hoffte davon große Zinsgewinne zu verdienen. Die Bankfirma gab die Gelder an Margarine-, Schreibmaschinen-, Knopf-, Tuchfabriken usw., verlor sie zumeist und war schließlich der Hika 7 Millionen schuldig. Davon wurden schon am 28. Mai 1928 auf den CA über 1 Million und am 9. Oktober 1929 auf die sämtlichen beteiligten Spitzenverbände weitere 1,8 Millionen anteilmäßig abgebürdet, und wie die weiteren Abzahlungen geleistet werden sollen, steht dahin.

Die ganze Geschäfts- und Pressewelt ist voll der Beschuldigungen über strafbare Handlungen, durch die diese Verschuldung herbeigeführt und verdeckt wurde. Schweigegelder wurden bezahlt, von denen man nicht weiß, ob sie sich mehr auf die Zustände in der Hika oder die in der Devaheim bezogen (der innere Zusammenhang zwischen Hika und Devaheim ist der, daß man den Anstalten, die infolge der katastrophalen Lage der Hika nicht zu Geld kommen konnten, die Aussicht auf baldige Zuteilung bei der Devaheim eröffnete). Der CA war auch gezwungen, eine Untersuchung anzuordnen und seinen Schatzmeister D. Cremer von seinem Posten abzurufen. Aber alle die leitenden Posten, die er *als solcher* auch in der Hika, der Devaheim, Deuzag,*) Sterbevorsorge usw. bekommen hatte, behielt er ruhig bei; nur im CA trat ein unbegabterer Nachfolger an seine Stelle. Der CA ist und bleibt voll verantwortlich für die Zustände bei der Hika, seine Hauptausschußsitzung hat sogar noch am 11. Februar *dieses* Jahres P. Cremer als Nachfolger für D. Zöllner in den Verwaltungsausschuß gewählt, was einen besonderen Vertrauensbeweis darstellt. Der Aufsichtsrat der Hika war auch in keiner Weise seiner Aufgabe gewachsen, und leider ist sein bisheriger Vorsitzender zugleich Vorsitzender des Kaiserswerther Verbandes unserer Diakonissenhäuser, der durch jeden Fehlgriff mitkompromittiert wird. Augenblicklich erregt die Presse der Fall des Buchhalters Klarholz, der mit einer halben Million der Hika flüchtig ging und nach seiner Rückkehr nicht nur unbelästigt bleibt, sondern noch Schweigegelder dazu erhielt, weil er mit „Enthüllungen" drohte. Die Schädigung, die dem evangelischen Namen und aller konfessionellen Wohlfahrtsarbeit aus den Hikaskandalen erwächst, ist unübersehbar; jahrzehntelange Arbeit der Inneren Mission ist schon damit zerstört.

2. Sterbevorsorge

Das größte Werk der IM im Geiste der neuen Entwicklungsperiode ist die ESV. Sie ist auch das neueste Werk und bisher noch unerschüttert. Getragen wird sie von der am 24. Februar 1927 gegründeten und zunächst aus 7 Mitgliedern des CA zusammengesetzten Evangelischen Versicherungszentrale. „Um zum Ausdruck zu bringen, daß die Versicherung ein Wohlfahrtsunternehmen und nicht in erster Linie ein Wirtschaftsunternehmen sein soll, beschloß der CA, die *Wohlfahrtsabteilung* zu bevollmächtigen, diese Gründung ... vorzunehmen."**) In Wirklichkeit wurde der unveränderte Tarif des „Neuen Atlas AG" als evangelische Wohltat angeboten und die Versicherung auch im Namen des Atlas abgeschlossen; was also eine Aktiengesellschaft aus rein geschäftlichen Gesichtspunkten und mit der Absicht, einen möglichst hohen Gewinn zu erzielen, Jedermann ohne Unterschied gewährt, das wird durch eine großzügige Propaganda für die Glieder der Evangelischen Kirche (ebenso für die der Katholischen Kirche durch eine Parallelaktion der mit dem CA in der Hika verbundenen Caritas) zu einer Opfertat fürsorgender christlicher Liebe umgestempelt. Diese Tatsache allein müßte genügen, um das ganze Unternehmen abzulehnen. Mit solchen Tricks kann die Mission nicht arbeiten.

Aber nacheinander fielen sämtliche Kirchenbehörden Deutschlands auf diese Propaganda herein und unterstützten die Werbung, so daß bis Ende 1930 rund 1 150 000 Versicherungen abgeschlossen werden konnten, die seitdem durch besonderes Abkommen aus dem Bestand des „Atlas" in die neugegründete „Evangelische Vorsorge, Gemeinnützige Versicherungs AG" übergegangen sind. Die treibende Kraft bei diesem Unternehmen war ebenso wie bei der Hika D. Cremer, der auch einen Sitz im Aufsichtsrat des Atlas bekam.

Klarer als bei jedem anderen Unternehmen der IM ist bei der Sterbevorsorge zum Ausdruck gebracht, daß diese wirtschaftlichen Aktionen eine kirchliche Kapitalmacht begründen sollen. „Infolge der Verarmung des Landes und der schwierigen Lage der öffentlichen Versicherungsträger wird es immer schwerer, die erforderlichen Darlehensmittel für die Neu- und Erweiterungsbauten der Kirche und der Inneren Mission zu erhalten" sagt die Werbeschrift des Direktors Schlunk; nun soll die Sterbevorsorge diese Mittel beschaffen. Mündlich hat man sogar die Hoffnung ausgesprochen, in die Bresche springen zu können, wenn einmal die Kirche durch den Ausfall der Staatssubventionen oder den Ausfall von Kirchensteuern in Bedrängnis kommen sollte. Fraglich ist zunächst nur, ob das Aufgabe der IM ist; und dann, ob die Hoffnung erfüllbar ist.

Zur Zeit finanzieren die Provinzialverbände der IM einen großen Teil ihrer Wohlfahrtsarbeit aus den Provisionen, die sie als Werbestellen der „Vorsorge" beziehen. Gerade die Höhe dieser Provisionen aber — sie beträgt ein Mehrfaches dessen, was „weltliche" Vermittler bekommen, und dazu muß auf 25 Jahre eine Abgabe an den katholischen Kommissionär Schunck bezahlt werden, der einst das Geschäft mit dem Atlas gemanaget hat und heute noch der Berater der evangelischen Vorsorge ist — muß Befürchtungen für die Zukunft erwecken; die Prämienreserve *kann* nicht in demselben Maße wachsen wie bei anderen Versicherungen gleicher Art. Das ist ohne Bedeutung, solange der Zugang so groß ist wie in den ersten Jahren. Aber wenn der Beharrungszustand eingetreten ist und die großen Anforderungen kommen — bei der Art der Werbung müssen sie besonders groß sein —, dann erst wird sich zeigen, ob der Bestand gesichert ist. Davon abgesehen muß die IM, um möglichst viel für ihre statistisch faßbaren Wohlfahrtswerke herauszuschlagen, ihre Agenten so knapp halten, daß immer wieder die „Kirche" Vorwürfe bekommt für solche schlechten Bezahlungen. Es bedeutet immer Demoralisierung und Proletarisierung, wenn man Werber im Hauptamt nur auf Provisionen stellt, und die Leute müssen wahllos Mitglieder aufnehmen, um leben zu können, gefährden also die Versicherung selbst.

Die Notwendigkeit ihres Wohlfahrtswerkes begründet die IM immer wieder mit der unwahren Behauptung, sie erst habe in das kirchliche Versicherungswesen die versicherungsmathematische Grundlage bringen müssen. Ich selbst habe die erste evangelische Sterbekasse auf solcher versicherungsmathematischen Grundlage im Jahre 1922 errichtet, und sie ist am 15. November 1922 genehmigt worden. Nach der Inflation wurde diese Kasse vorsichtshalber, um einer Belastung der Gemeinde vorzubeugen, einstweilen der mündelsicheren Provinziallebensversicherungsanstalt angeschlossen und für ähnliche Einrichtungen mustergültig. Als die Vorsorge zu arbeiten begann, hatten wir solche Sterbekassen allein in der Provinz Brandenburg bereits in 35 Orten, von denen heute noch 28 mit etwa 20 000 Mitgliedern in einem Verband zusammengeschlossen sind. Die Kirchengemeinden in Königsberg hatten eine selbständige

*) Siehe Sp. 888 Kleine Mitteilungen.

**) Direktor W. *Schlunk*, „Die Evangelische Sterbevorsorge". Maiheft 1931 des Monatsblattes „Die Innere Mission im evangelischen Dutschland".

Versicherung mit rund 100 000 Mitgliedern; Sachsen hatte seine „Kirchliche Bestattungsversicherung", getragen vom Volkskirchlichen Laienbund, Pommern eine „Evangelische Provinzialsterbekasse", die auf Grund eines Abkommens mit der Provinzialsynode von der Pommerschen Provinzial-Lebens-Versicherungs-Anstalt verwaltet wurde, die Christlichen Gewerkschaften ihre von der „Deutschen Lebensversicherung" getragene Sterbevorsorge, die ihre Deckungsfonds nur den Kreisen zur Verfügung stellte, aus denen die Versicherungen stammten usw. Natürlich war da Manches verbesserungsbedürftig und ausbaufähig; aber wir hatten eben erst die schwersten Jahre der deutschen Geschichte hinter uns und waren noch in den Lehrjahren. Hätte die IM helfen wollen, so wäre sie hochwillkommen gewesen. Aber sie fragte nach dem Bestehenden gar nicht, sondern schuf rücksichtslos ihr „neues" Werk, schickte Werberkolonnen in das Land und trug den Kampf um die beste Versicherungsform in die Gemeinden. In Brandenburg haben viele Gemeinden alle Hände voll zu tun, um einem „Einbruch" der IM zu wehren, während die IM doch überall kommen sollte als der gerufene und begrüßte Helfer. Wenn aber die IM nicht helfen, sondern herrschen und die Verantwortung von den Gemeinden auf sich nehmen will, wird es immer wieder zu unerquicklichen Zusammenstößen kommen.

Das Störendste aber an der Arbeit der IM ist dies, daß unsere Sterbekassen organisch aus der Gemeinde herausgewachsen und mit ihr verbunden waren; sie waren Einrichtungen der Gemeinde, ihre Mitglieder bildeten einen kirchlichen Verein, die Anmeldung erfolgt in der Regel bei dem Küster, und die Geschäfte wickelten sich in kirchlichen Diensträumen ab. Man lief den Leuten nicht nach, sondern ließ sie kommen, und nahm nur Bekannte auf; darum war auch das Wachstum langsam, aber dafür organisch. Durch die kostenlose Verwaltung sollte ein Fonds gesammelt werden, der es später ermöglichte, bedürftigen Gemeindegliedern die kostenlose Versicherung zu gewähren, und so die Wohlfahrtsarbeit der Gemeinde zu erweitern. Aus der Gemeinde aber baut sich die Kirche auf. Diese ganze Entwicklung wurde durch die Propaganda der IM gestört und die Gemeindebildung durch eine Zentralisierung ersetzt, die Atomisierung in der Gemeinde bedeutet. Irrwege!

3. Der Devaheimkonzern

Die Katastrophe der „kapitalistischen" Entwicklung der IM liegt am deutlichsten vor in dem erschütternden Konkurs des Devaheimkonzerns. Für die Vorgeschichte muß ich auf das verweisen, was ich in der 2. Juninummer der „Preußischen Kirchenzeitung" geschrieben habe. Der Gedanke: „für die minderbemittelte evangelische Bevölkerung Mittel zu beschaffen zur Förderung und Errichtung des Baues oder Erwerbes von Eigenheimstätten", war sicher sehr gut, und wenn man sich auf diese Aufgabe beschränkt hätte, wäre der Name der „Inneren Mission der Evangelischen Kirche" und damit auch der Evangelischen Kirche mit einer Segenstat dauernd verbunden. Aber man war von Hika und ESV her gewöhnt, mit Millionen zu rechnen. So verstieg sich die Hybris eines nur auf ein Kapital von 70 000 M. und Bürgschaften des CA gestützten Unternehmens dazu, die Geldbeschaffung für die größten deutschen Banken zu übernehmen. Es wurden Millionenverträge abgeschlossen, um D-Banken für ihre Kunden Bau- und Entschuldungsbeträge zur Verfügung zu stellen, die diese Banken aus eigener Kraft und mit Hilfe ihrer Bankverbindungen nicht schaffen konnten. Man gab auch den sozialen Gesichtspunkt preis, dem zu helfen, der es am nötigsten hatte; nein, wer große Summen auf einmal brachte, der sollte besonders bevorzugt werden. Und das war natürlich eine Lockspeise auch für große Banken: sie sollten z. B. 600 000 M. einzahlen und dafür an festen Terminen in Raten innerhalb von 3 Jahren 6 Millionen zu 4% Zins ausbezahlt bekommen. Natürlich waren sich die Banken klar darüber, daß solch ein System sich nicht in unbegrenzte Zeit hindurch fortführen ließe. Aber einige Jahre mußte es schon gehen — wenn der Zugang in gleicher Stärke anhielt. Es brauchten z. B. nur 4000 neue Sparer mit Verträgen über 4000×15 000 = 60 Millionen Mark je 3% ihrer Versicherungsbeträge einzubezahlen, so gab das ohne Zinsen 1,8 Millionen im Jahr, wovon sich gut die 6 Millionen innerhalb 3 Jahren absondern ließen. Diese neuen Sparer mußten dann eben mit ihrer Zuteilung länger als 3 Jahre warten, was ja nichts Ungewöhnliches gewesen wäre. Und außerdem betrug der Zugang in einem Jahre zuletzt schon mehr als 4000, kalkulationsmäßig ließ sich also ein solcher Großvertrag schon vertreten, wenn er allein blieb. Wenn nicht mit Millionen, so doch mit Hunderttausenden wurden auch Versicherungen abgeschlossen von Einrichtungen der IM, und auch sie bekamen Geld außerhalb des Turnus. Solche großen Verträge wurden eben nur gegen besondere Zusicherungen abgeschlossen, und man wollte sie sich nicht entgehen lassen, traute sich auch die Erfüllungsmöglichkeit zu, obwohl auf dem Gebiet des Bausparwesens nichts Spekulation, sondern alles nur Treuhandtätigkeit sein darf. Die Gründung einer eigenen Bank (Deutsche Heimstätten- und Bodenkreditbank), die aber keinen Pfennig eigenen Vermögens hatte, und die Verbindung mit der Baugenossenschaft des Evangelischen Volksbundes ermöglichte durch Hinundherschiebung der Gelder die Vertuschung momentaner Schwierigkeiten, die sich aus der Fülle der Zusagen ergaben, zumal ein gemeinsamer „Generaldirektor" über alle Gelder der verbundenen Institute allein verfügen konnte.

Aus dem Abschluß großer Verträge ergaben sich leichte und unverhältnismäßig große Gewinne. Die Provinzialvereine der IM haben als Abschlußprämie ½% der Vertragssumme bekommen; das gibt bei einem Vertrag über 500 000 M. eine Einnahme von 2500 M. Was es bei 100 oder gar 200 Millionen macht, läßt sich leicht errechnen. (Bei den großen Summen, die ihnen durch die Bücher liefen, verloren die Akteure jedes christliche Augenmaß. Ende 1930 wurde von der Deuzag für den Generaldirektor Jeppel eine besondere Zuwendung von 100 000 M. zu seinem hohen Einkommen beschlossen. Obwohl ich mit der Deuzag nichts zu tun hatte, schlug ich Lärm, aber weder der CA noch die Vertreter der Diakonissenhäuser oder der Frauenhilfen fanden etwas an dieser Summe auszusetzen. Man hatte ja so viel Geld und einen so tüchtigen Generaldirektor, und andere Banken wollten ihn angeblich mit Gold aufwiegen! Nur hat man die 100 000 M. auf meine Opposition hin ihm nicht ausbezahlt, sondern zunächst zur Verfügung gestellt für „Notfälle" und dann für seine allenfallsige frühe Invalidität. Tatsächlich waren damals sämtliche von Jeppel geleiteten Unternehmungen schon bankrott!) Wenn heute den Sparern ihre eingezahlten Gelder von irgendeiner Stelle zurückbezahlt werden sollten, würde schon diese 1 Million fehlen, die für Provisionen ausgegeben worden (eigentlich hätte die Auszahlung in Raten auf die Laufzeit des Vertrages verteilt werden müssen). Diese Million zu ersetzen, sind die Provinzialvereine unter allen Umständen moralisch verpflichtet.

Als es dem CA doch allmählich Angst wurde vor der Größe der übernommenen Verpflichtungen, die mit dem ursprünglichen Zweck der Devaheim auch nicht übereinstimmten, bestand er auf Gründung einer neuen Gesellschaft, die als reines Geschäftsunternehmen aufgezogen sein und mit ihrem Risiko den evangelischen Namen nicht belasten sollte. So entstand die Deuzag. In der ersten Versammlung des Aufsichtsrates der Devaheim, die ich mitgemacht habe, wurde säuberliches Getrennthalten von Devaheim und Deuzag beschlossen; auch die Werbestellen sollten unter keinen Umständen zusammenfallen. Dagegen revoltierten die Provinzialverbände der IM, weil sie sich den Gewinn aus den großen Vertragsabschlüssen nicht entgehen lassen wollten, und der CA gab nach, ohne sich mit anderen Stellen zu verständigen oder ihnen auch nur Mitteilung zu machen. Er trägt also mit den Provinzialverbänden die

volle Verantwortung dafür, daß diese Provinzialverbände die Werbung für Devaheim und Deuzag in die Hand nahmen und damit für die Oeffentlichkeit aus der Deuzag ein evangelisches Unternehmen machten.

Bedauerlicherweise hat der CA nunmehr Erklärungen an die Presse gegeben, wonach nicht er als Korporation, sondern nur einzelne seiner Mitglieder die Schuld an der Katastrophe trügen. Er kann die Schuld in keiner Weise von sich abschütteln. Seine in der Devaheim und später in der Deuzag tätigen Mitglieder waren da nicht als Personen tätig, sondern als Vertreter des CA, und hatten nur als solche die beherrschende Stellung, die ich in der „Preuß. Kirchenzeitung" dargelegt habe. Er allein konnte jederzeit die Entscheidung aus dem Aufsichtsrat in die Vertreterversammlung verlegen und nach seinem Gefallen den Aufsichtsrat lahmlegen. Den Aufsichtsratsmitgliedern war zwar auf meinen Antrag hin auch Sitz und Stimme in der Vertreterversammlung eingeräumt worden, aber als ich mit meiner Kritik — vor allem mit meinem Widerspruch — gegen das unmoralische Wettsparsystem der Deuzag und dessen Uebertragung auf die Devaheim — im Aufsichtsrat unbequem wurde, wurde in der vom CA vollständig beherrschten Vertreterversammlung dieser Beschluß kassiert, damit nicht durch „unnötige" Reden die Verhandlungen zu sehr aufgehalten würden. Nominell ist für diesen Schildbürgerstreich zwar der Vertreter der Evangelischen Jungmännerbünde verantwortlich, der noch dazu sehr stolz war auf seinen „Erfolg", aber bei einer Abstimmung fielen seine paar Stimmen ja gar nicht ins Gewicht, die Entscheidung lag einzig und allein beim CA, und er wollte nicht hören. Und er wollte auch die Vereinigung von Devaheim und Deuzag, die seiner Ansicht nach sowohl durch das Vorgehen der Provinzialverbände wie durch die finanzielle Lage der Devaheim unvermeidlich geworden war. Was die Devaheimsparer allein angeht, so ist ihnen der CA mindestens ersatzpflichtig für die Unkosten der „Betreuung" ihrer Einlagen, und diese betrugen jährlich ½% von der Vertragssumme, im letzten Jahre allein also rund ½ Million (es sind rund 100 Millionen Devaheim- und 100 Millionen Deuzag-Vertragssummen gerechnet). Als die Hilfsaktion begann, versprach der CA auch sofort, in 10 Jahresraten aus seinen Provisionsgewinnen (bei der Weiterleitung der Amerikaanleihe) 2 Millionen zu zahlen. Bei einer Nachprüfung hat sich aber herausgestellt, daß er sich über seine Vermögensverhältnisse nicht im Klaren war und zur Zeit überhaupt nichts geben kann.

Heute rufen nun alle Geschädigten nach der „Kirche", ohne daß sie genau wüßten, was sie sich unter der Kirche vorzustellen haben. „Die Kirche hat Schuld", „die Kirche soll helfen". Die Kirche ist nur faßbar in ihren Behörden und ihren Pfarrern; die Pfarrer haben schwer zu leiden unter direkten Angriffen und unter Zeichen des Mißtrauens, über die Behörden geht es her in Versammlungen und in der Presse, auch an Eingaben fehlt es nicht. Die Kirche als Behörde hat an der Katastrophe keine Schuld, sie kann Niemand verbieten, eine „evangelische" Vereinigung aufzumachen, sie hat in keiner Weise die Werbung für Devaheim oder Deuzag unterstützt, sie hat wenigstens in Brandenburg niemals auch nur einer Kirchengemeinde die Genehmigung zum Abschluß eines Bausparvertrages erteilt. Oberkirchenrat und Kirchenausschuß haben beraten, ob eine einheitliche andere Einstellung möglich sei, aber über das Stadium der Beratungen ist man nicht hinausgekommen. Die Kirche darf auch nicht den Eindruck erwecken, als hätte sie überflüssige Mittel zur Verfügung. Andererseits sind Pfarrer beurlaubt worden, um ihre Kraft in den Dienst der Werbung und Leitung der Devaheim zu stellen, die offiziellen Kollekten für die IM sind auch diesem Werke zugute gekommen, alle möglichen Kirchenblätter haben es empfohlen, die „Kirche" hat selbst ihre Vertreter im CA, und schließlich hat sich bei ihr viel Anklagematerial angehäuft, das sie verborgen gehalten hat. Das Kirchenbundesamt hat mir nicht einmal einen Einblick in seine Akten gewährt, als ich im Auftrag des Aufsichtsrates der Devaheim und im Einverständnis mit dem Evangelischen Oberkirchenrat zu ihm kam; damals hätte eine Warnung noch gute Dienste tun können. Ich bin seiner Zeit in den Aufsichtsrat eingetreten, um kirchliche Belange zu sichern. Sobald ich einen Ueberblick über die Verhältnisse hatte, schrieb ich an alle für mich in Betracht kommenden Kirchenbehörden — das war vor mehr als Jahresfrist:

„Eine Durchführung meines Programms würde und sollte der Kirche die Möglichkeit geben, die vielfach geforderten Reformen, vor allem auf persönlichem Gebiete, durchzusetzen, die sonst keine Stelle erzwingen kann. Ich selbst bin nur als Person in den Aufsichtsrat gewählt worden, während alle anderen Aufsichtsratsmitglieder Körperschaften hinter sich haben, die zu den Gesellschaftern des Unternehmens gehören, so daß sie tatsächlich unabsetzbar sind. Nicht alle diese Mitglieder haben die nötige Sachkenntnis und die Zeit, die nötig wäre, um alle Phasen der Entwicklung zu überwachen und so die volle Garantie für die innere und äußere Unanfechtbarkeit des Unternehmens zu bieten. Es müßte also meine Stellung durch ein Mandat der Kirchenbehörde gestärkt und die Zahl der sachkundigen und unabhängigen Aufsichtsratsmitglieder vermehrt werden, sonst gewinnt der Vorsitzende des AR zusammen mit den mehr oder minder von ihm abhängigen Direktoren eine fast unbegrenzte Machtstellung. Wiederholt ist die Familienwirtschaft in der Devaheim Gegenstand öffentlicher Kritik gewesen; sie besteht tatsächlich und ist eine Folge der Herrschaftsstellung des Aufsichtsratsvorsitzenden und der Verschachtelung der Devaheim mit anderen Unternehmungen. Die Verbindung mit den in meiner Denkschrift genannten Unternehmungen ist nur zu begrüßen, aber daneben besteht noch eine solche Verbindung mit der Stephans-Dachgesellschaft, die schwer zu durchschauen ist, und mit der neu gegründeten Deuzag, die m. E. nur Verwirrung stiften kann. Alle diese Verbindungen wirken sich aus in Personalunionen einiger Beamten und in der Gemeinsamkeit von Einrichtungen. Das war ein zweckmäßiger Notbehelf in der ersten Zeit, da es an Mitteln fehlte zur Unterhaltung eigener Büros und zur Bezahlung der leitenden Kräfte. Heute aber bedeutet diese Verschachtelung keine Verbilligung mehr und stört dazu die Klarheit und Durchsichtigkeit der Geschäftsbeziehungen und der Tätigkeit wie der Besoldung der in Betracht kommenden Beamten ... Bei einer kirchlichen Beteiligung in der von mir dargelegten Weise wäre m. E. die völlige Verselbständigung der Devaheim und damit die Vereinfachung und Uebersichtlichkeit ihres Betriebs zu fordern."

Wenn ich ein bißchen unterstützt worden wäre, hätten wir diese fürchterliche Katastrophe nicht erlebt. Darf man da nicht auch von einer Unterlassungssünde der Kirche sprechen? Ich würde auch heute noch die ganze „Schweinerei", wie man es jetzt extra et intra muros nennt, in Ordnung bringen, wenn man mir Zeit und Stellung dafür gewähren würde. Aber die „Kirche" kann sich nicht zur Mitarbeit bereit finden lassen, solange man ihr eine positive Schuld an den Ereignissen gibt; sie würde sonst bei jeder Hilfeleistung den Eindruck erwecken, als wollte sie ihre Schuld wieder gutmachen. Jede Anklage bringt notgedrungene Abwehr und damit weitere Hinausschiebung der Hilfe mit sich. Die Wünsche der Geschädigten müssen auf ein ganz anderes Gleis gebracht werden. Tatsache ist, daß der Devaheimskandal eine verheerende Wirkung auf das ganze kirchliche Leben hat und daß das Unglück von unlauteren Elementen zu einem Generalsturm auf die Kirche ausgenützt wird. Triumphierend schreibt nach einer stürmischen Versammlung der Berliner Bausparer der „Vorwärts" vom 29. August: „Bei den Sparern hat die Kampagne des ‚Vorwärts' gegen die IM und die Kirche als die Hauptverantwortlichen für den Devaheimskandal großen Anklang gefunden." Diese Wirkung und Bewegung gilt es abzubiegen. Die Rücksicht auf die Folgen, nicht auf irgendeine Schuld von ihrer Seite, muß die Kirche zum Eingreifen veranlassen. Und das hätte längst geschehen müssen. Die „Kirche" muß helfen wieder gutzumachen, was ihre Mission verschuldet hat. Die IM hat die Kirche auf Jahre hinaus so schwer geschädigt, daß die letzten Reserven eingesetzt werden müssen, um das Allerschlimmste abzuwenden. Wenn die Sparer zusammen mit der IM und den Kirchenbehörden sich an den berühmten „runden Tisch" setzen, um Mittel zur Hilfe zu erwägen, so muß und wird sich ein Weg finden. Es ist nicht meine Aufgabe, hier zu zeigen, wie die Kirche trotz der Beschränktheit ihrer Mittel imstande ist, zu helfen; es gibt solche Möglichkeiten.

Aber selbst wenn diese Möglichkeiten voll ausgenützt werden sollten, bliebe der Fall ernst genug, um die IM zur Einkehr und Umkehr zu mahnen. Sie hat weder die Aufgabe noch die Fähigkeit, den finanziellen Unterbau für die kirchliche Gesamtarbeit zu sichern. Das kann die „Kirche" trotz all ihrer Hemmungen mit ihrem Beamtenapparat und ihrer Beamtendisziplin, mit ihrem Steuerrecht und ihren staatsrechtlichen Sicherungen, mit der „Kontinuität" und der Stabilität ihrer Verwaltung immer noch viel besser; daß sie oft so unbeweglich ist, ist ja keine Verfassungsbestimmung. Außerdem aber muß die IM ernstlich prüfen, wie weit sie ihre Wirtschaftsbetriebe ausdehnen kann und darf. Grundsätzlich müßte feststehen, daß die IM nur Lücken auszufüllen und Bahn zu brechen hat und Arbeit leistet, die als Dienst empfunden wird. Es bedeutete z. B. eine Umgestaltung des Hotelwesens, als „christliche" Hospize eingerichtet wurden, und ihr Fortbestehen entspricht einem Bedürfnis; das Milieu, das sie schaffen, kann auf andere Weise nicht geschaffen werden. Und so gibt es mannigfache Gebiete, auf denen die Arbeit der IM unersetzlich ist; vor allem überall da, wo ein geistiges Heim erstehen, eine bestimmte Lebenssphäre gesichert werden soll und bestimmte Einflüsse abgewehrt werden müssen. Entscheidend kann nie sein, ob damit für Missionszwecke etwas „verdient" werden kann. Und wenn ein Betrieb, sei es auch der wirtschaftlich beste und rationellste, nur mit kapitalistischen Arbeitsmethoden, mit Spitzengehältern nach dem Vorbild der Großindustrie, Arbeitslöhnen. die unter dem Existenzminimum liegen, Aufwandsentschädigungen, Sitzungs- und Tagungsgeldern, die ein verstecktes Einkommen darstellen, mit Schiebungen und Täuschungen aufrecht erhalten werden kann, mit Spekulationen und leichten Gewinnmitnahmen verknüpft ist, so muß er fallen. Denn alle solche Betriebe müssen wir als Christen grundsätzlich bekämpfen. Die Devaheim war eine mustergültige Unternehmung, solange sie ihre besonderen sozialen Gesichtspunkte, die in anderen Geschäftsbetrieben nicht berücksichtigt werden konnten, in den Vordergrund gestellt hat. Man ist aber auf die schiefe Ebene gekommen, als man mit aller Gewalt groß werden, Geld verdienen und alle Nöte meistern wollte. In der Beschränkung zeigt sich erst recht der evangelische Missionssinn.

Berlin-Tegel August Schowalter

Betrachtungen zum Thema „Marxismus"

2. Katholizismus : Marxismus

Wir wollen von einem allgemeinen Satze ausgehen: Der Marxismus ist für unsere Generation eine Gegebenheit, die Scheidung und Auseinandersetzung bewirkt. Auf bestimmten Gebieten des gesellschaftlichen Lebens ist die Wahrheit dieses Satzes offenbar. Auf anderen Gebieten wird sie bestritten oder verdeckt. U. a. spricht man heute von einer Scheidung der Geister in Sachen der Weltanschauung und denkt dabei an Bolschewismus, Kulturbolschewismus und Marxismus einerseits, an christliche Religion, christliche Kultur und an die Errungenschaften der Humanität anderseits. Wenn vom Marxismus die Rede ist, so denkt man gemeinhin an Sozialismus und, was unsympathischer ist, an — Sozialisierung. Da alle Menschen, auch alle Institutionen aufs engste und unmittelbar in das Wirtschaftliche und Soziale hineinverhaftet sind und deshalb nicht unberührt bleiben durch wirtschaftliche und soziale Maßnahmen, so ist verständlich, wenn dem, was man geistige Auseinandersetzung mit dem Marxismus nennt, ein mehr oder weniger spürbarer Erdgeruch anhaftet.

Diese Ueberlegungen mögen befremden. Denn wozu dient der Hinweis auf solche Dinge, wo doch vom Verhältnis des Katholizismus zum Marxismus die Rede sein soll?

Es entspricht einer weitverbreiteten Mentalität, „Geistiges" um so höher zu taxieren, je weiter es von seinem Gegenpol, dem „Materiellen" entfernt ist, je weniger es von diesem mit und an sich schleppt, je reiner es destilliert ist. Denn „materiell" im Gegensatz zu „geistig" hängt mit „Materie" zusammen. Und von ihr bis zu jenem bekannten „Materialismus" des Marxismus ist oft nur ein Schritt! Trägt man dieser nicht nur in den Niederungen des geistigen Lebens üblichen Mentalität Rechnung, so läßt sich eine Unmenge sagen über das Verhältnis des Katholizismus zum Marxismus. Wer sich die Welt nicht nur mit Hilfe der Wissenschaft und ihrer Literatur zurechtlegt, wer auf den Höfen und Dörfern zu hören nicht verlernt hat, der weiß von den Orgien jener Mentalität, der keine Aufgabe zu groß, keine Frage zu schwierig ist, auch nicht die nach dem Verhältnis des Katholizismus zum Marxismus. Was solcher Art über dieses Verhältnis gesagt und geschrieben ist, hat den Vorzug, allemal einleuchtend und klar zu sein, wenn das Schlußwort sein Werk getan hat.

Es ist keine Spielerei, auf diese Art der Auseinandersetzung aufmerksam zu machen, sondern eine, wenn auch unliebsame und unbequeme, Notwendigkeit. Man soll über die Tatsache nicht hinweggehen, daß zwischen Katholizismus und Marxismus eine Art Auseinandersetzung stattfindet, die zur Lösung unserer Frage nach dem Verhältnis des K : M nicht taugt. Denn da handelt es sich um die Auseinandersetzung zwischen politischen Parteien, von denen jede im gegenseitigen Kampfe sich philosophischer und weltanschaulicher Argumente als Mittel bedient. Die eine ist eine katholische, die andere eine marxistische Partei. Ohne Zweifel ist in jedem Augenblick der Existenz beider Parteien die Frage berechtigt, ob das, worauf sie sich philosophisch, weltanschaulich, ja auch religiös stützen und dessen sie sich im politischen Kampfe als Mittel bedienen, seinem ursprünglichen Wesen und eigentlichen Gehalt nach wahr genommen ist. Solange und insoweit aber diese Frage nicht positiv beantwortet werden kann, weil da das Durchsichtigsein sogenannter weltanschaulicher Politik Voraussetzung ist, bleibt jeder Versuch, aus dieser Sphäre heraus über das Verhältnis des K : M mehr als Worte zu machen, unfruchtbar. Die Schwierigkeiten liegen auf der Hand. Deren eine besteht in dem Brauch sogenannter weltanschaulicher Politik, den Erdgeruch ihrer realen Interessen abzuschwächen durch die Vorführung höherer Güter, die in Gefahr oder in Frage stehen. Und da man einfach zum Volke reden muß, so bedient man sich solcher Schemata, die nur ein „entweder — oder" in allen weltanschaulichen, philosophischen und religiösen Spielarten kennen. Es leuchtet ein, daß uns von daher keine Antwort wird, wo das, was uns Frage sein soll, bereits zum Mittel und Instrument verbraucht und mißbraucht wird.

Wenngleich uns so das Kapitel „Katholische Politik" so wenig wie das einer „Marxistischen Politik" eine befriedigende Auskunft geben kann, können wir nunmehr doch nicht kurzerhand den Katholizismus ins Auge fassen, sondern müssen uns aus vielerlei Gründen damit abfinden, an den politischen Katholizismus zu denken. Politisch allerdings nicht im Gegensatz etwa zu religiös oder philosophisch. Sondern politischer Katholizismus als Ausdrucksform für den Katholizismus als eine auf das Gesellschaftliche hinstrebende und im Gesellschaftlichen wirkende Macht.[1]) Daß vom Marxismus ebenfalls als von einer Macht gesprochen werden kann, die auf das Gesellschaftliche hinstrebt und im Gesellschaftlichen wirkt, ist unbestritten. Daß hier zweierlei Macht am Werke ist, daß die eine der anderen entgegensteht, daß die Sozialphilosophie des Katholizismus und die des Marxismus unvereinbare Gegensätze sind, haben die Wissenschaftler hüben und drüben bewiesen, die Enzykliken haben es erklärt.[2]) Wenn aber

[1]) Die Beantwortung der Frage, inwieweit das Kapitel „Katholische Politik" in den so verstandenen Katholizismus eingeordnet werden kann, ist hier nicht Aufgabe.

[2]) Und ein Organ der deutschen Schwerindustrie, die „Deutsche Bergwerks-Zeitung", hat es (Nr. 115 vom 19. 5. 31) in ihrem Aufsatz: Quadragesimo anno — bestätigt!

alles klar und evident ist, so verliert die Erörterung unserer Frage jeden Reiz. Und da in Sachen des Grundsätzlichen hüben und drüben das eine große Rolle spielt, was Autorität genannt zu werden pflegt, so ist es überdies gefährlich und abwegig, an Fragen herumzumachen, die keine Fragen mehr sind.

Wir sehen deshalb im Lager des Katholizismus Männer am Werke, die sich mit dem Marxismus — beschäftigen. Die ihn von diesem oder jenem unverrückbar feststehenden Gesichtspunkt aus durchsuchen und beleuchten. Aber wenn, um das wohl hervorragendste Beispiel zu nennen, Steinbüchel in einer tiefempfundenen Arbeit den Sozialismus als sittliche Idee prüft und hierbei sachgemäß den marxistischen Sozialismus vorzugsweise ins Auge faßt, so liefert er einen Beitrag zur — christlichen Sozialethik. Wir stoßen immer wieder in der katholischen Literatur auf dieselbe Beobachtung: Bei aller Beschäftigung mit dem Marxismus ist man weit entfernt von einer Auseinandersetzung mit diesem. Man polemisiert, kritisiert, würdigt, paßt an, aber immer und alles zwischen dem Alpha und Omega des eigenen souveränen und autoritativen Standpunktes. Was Wunder, wenn es so stets gelingt, mit dem Marxismus im Schraubstock katholischer Weltanschauung fertig zu werden.[3])

Aber dieses Fertigwerden ist in Wirklichkeit kein Werden, keine Dynamik, sondern Statik, ein Fertig-Sein. In solchem Fertigwerden liegt ein großes Vacuum, eine Leere. Zu sagen: In ihm liegt ein Verzichten, setzt das Wissen um die Möglichkeit voraus. Verzichten ist ein Vermögen. Hier steht nicht zur Entscheidung, ob der Katholizismus dieses Vermögen besitzt oder nicht, bzw. nicht mehr besitzt.

Es ist interessant zu sehen, wie dieses Fertigwerden auf einen Teil der Menschen wirkt: faszinierend und imponierend. Das ist begreiflich: wo ist heute noch eine Macht, die das Gefühl des enttäuschten und zermürbten Zivilisationsmenschen richtet auf Gedanken, die höher sind als alle kapitalistische Vernunft? Wo anders als im Katholizismus? Offensichtlich und beinahe statistisch nachweisbar vollzieht sich die Hinwendung zu diesem Katholizismus. Die Zahl der an einem oder an mehreren Marxismen Enttäuschten, die zu ihm „tendieren", ist nicht gering. Da wird ein Positivum und Plus empfunden: Zuflucht, Heilung, „Autorität" und — Ruhe![4])

Man mag diese Sicht einseitig finden, die dem Katholizismus vorzüglich oder gar ausschließlich jene Chance zuerkennt. Aber wir sprechen hier nicht von dem Angebot religiöser Werte, über die der Protestantismus als religiöse Gestalt auch verfügt, sondern von der Anziehungskraft des Katholizismus als Macht im obigen Sinne. Da aber schaltet der Protestantismus aus, denn er ist keine Macht, die, gestützt auf eine akapitalistische Soziallehre, Gedanken anzubieten und Kräfte zu übermitteln hat, die dem Menschen der bürgerlichen Gesellschaft über seinen eigenen Schatten hinweghelfen. Man kann das bestreiten und auf eine Mannigfaltigkeit „evangelischer" Sozialauffassung verweisen. Man kann auch protestantischerseits auf katholisches Lehrgut zurückgreifen. All das beseitigt nicht die besondere und eigentümliche Lage und Verfassung des Protestantismus, die u. a. gekennzeichnet ist durch das Fehlen einer akapitalistischen Sozial-Lehre.[5])

Es ist die große Gefahr vorhanden, daß die Betrachtung dieser Chance den Blick gefangen nimmt. Man könnte der Meinung sein, daß die Frage des Verhältnisses von Katholizismus zu Marxismus ihre Lösung finden würde in der immer weiter um sich greifenden „Erkenntnis" von der Ueberlegenheit katholischer Weltanschauung, damit katholischer Sozialphilosophie. Man könnte die Hoffnung hegen, der Baum des Marxismus entblättere sich mehr und mehr, seine Aeste würden zurechtgestutzt auf das mit der katholischen Soziallehre vereinbare Maß. Man könnte zu dieser Perspektive gelangen, wenn man einerseits das Bemühen katholischer Gelehrter sieht, am Marxismus anzuerkennen, was anerkennens-wert ist, wenn man anderseits nicht übersieht, in welche Richtung letzten Endes jene marxistische Forschung führt, die den Marxismus „ergänzen", „erweitern" und „veredeln" will. Es ist also nicht von den Politikern die Rede, die realpolitisch (ein feines Wort!) mit dem Gegner als mit einem Faktor rechnen. Vielmehr von den Forschern, die nach allen Möglichkeiten einer Verständigung, einer gemeinsamen Basis Ausschau halten und die solcherlei Forschung um so angestrengter betreiben, je drückender das Gewicht des „Marxismus in Reinkultur"[6]) empfunden wird. Doch das Streben nach Annäherung und Milderung wird keine anderen als ideologische Siege erringen. Dieser Kampf, wenn man es so nennen kann, spielt sich in einer Höhe ab, die zu hoch und zu erhaben ist, als daß das Leben der Gesellschaft und ihrer Glieder in seiner Tiefe, auf seinem Grunde dadurch berührt, geschweige gestaltet werden könnte. Er spielt sich in der überragenden „Geistigkeit" hervorragender Köpfe ab.

Man spricht von Thomismus und zieht mit ihm ins Feld. Man spricht von Marxismus und zieht mit ihm ins Feld. Man spricht (im guten Sinne) von scholastischer Methode und ebenso von marxistischer! Beide Methoden sind so ausgezeichnet, daß sich mit ihnen alle Schlachten schlagen, alle Siege erringen lassen im Reich der — Ideologie! Man spricht vom System des Aquinaten und von dem des Karl Marx. „Autorität" auf beiden Seiten sorgt für die Souveränität des jeweiligen Standpunktes.

---

[3]) Für Theodor Brauer „Der moderne deutsche Sozialismus" (1929, Herder Verlag, Freiburg) „kann es gar keinen Zweifel geben", daß Marxismus als absoluter Sozialismus unverträglich ist mit Christentum. Christentum hier natürlich in katholischem Sinne. Brauer, der, soweit er sich eigens mit dem Marxismus als solchem beschäftigt, die von Steinbüchel, dem Schüler Hohoffs, mühsam erarbeitete Höhe nicht erreicht, ist ein Musterbeispiel für dieses Fertigwerden des Katholizismus mit dem Marxismus.

[4]) Karl Barth spricht in seinem Frankfurter Vortrag „Die Theologie und der heutige Mensch" von der Wiederentdeckung des katholischen Herzens von Seiten des „heutigen Menschen", der der atheistischen Rebellion und der neuprotestantischen Kläglichkeit müde geworden sei. Diese Perspektive mag dem Theologen zustehen. Uns ist sie nicht erlaubt, weil wir nicht a priori theo — logisch zu denken vermögen. Die Wiederentdeckung des katholischen Herzens scheint uns weniger ein theologisches, vielmehr und zuerst ein soziologisches „Problem" zu sein. Wir können der Meinung Barths in diesem Punkte weder sachlich noch moralisch beitreten. Wir sehen in ihr den Ausdruck einer bis an die Wurzeln gehenden, deshalb radikalen Verkennung des „heutigen Menschen". Gerade für den Marx-Schüler, der sich um das Verständnis des geistigen, damit aber auch des theologischen Lebens bemüht, ist es kläglich, theologischerseits von der „neuprotestantischen Kläglichkeit" reden zu hören. Solches Reden liegt auf derselben Linie wie das Reden von der „atheistischen Rebellion". Es ist das Reden des „Fachmannes", des Spezialisten!

[5]) Es ist hier am Platze, auf den Vortrag „Probleme einer christlichen Soziologie" hinzuweisen, den Oskar Bauhofer, Genf, auf der Konferenz kirchlicher Sozialarbeiter im Juli 1930 in London gehalten hat (gedruckt: Oekumenischer Rat für Praktisches Christentum — Life and Work — Studien und Dokumente, Deutsche Reihe Nr. 4, vom Intern. Sozialwissenschaftl. Institut in Genf). Für Bauhofer ist die geschichtliche „Gleichzeitigkeit" des Protestantismus und Kapitalismus bedeutungsvoll. Wenn wir selbst unseren vorigen Aufsatz mit dem: TUA RES AGITUR! schlossen, so liegt dies in derselben Linie. Dem Protestantismus vorhalten: es wäre deine Aufgabe gewesen! ist unwesentlich. Wesentlich ist zu sehen, daß es sich für den Protestantismus angesichts des Marxismus um eine Sache handelt, die ihn, den Protestantismus angeht, die aus der geschichtlichen Perspektive heraus seine Sache — ist!

[6]) Der Leser von Heft 4/5 der Notreihe, Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz, das sich mit der sowjetrussischen Kollektiverziehung beschäftigt, findet in dem Geleitwort von Dr. O. Boelitz, Preuß. Staatsminister a. D., als Definition des „Marxismus in Reinkultur": „Ein Marxismus, den wir auch bei uns nicht nur bei Kommunisten, sondern auch bei einem großen Teile der sozialistischen Freidenker wiederfinden, die sich nicht lösen können von einer rein materialistischen Weltanschauung ohne Gott und ohne sittliche Verantwortung." Die Auffassung von Marxismus, die da entwickelt wird, ist keineswegs protestantisches Sonder-Eigentum. Sie begegnet vielmehr in ihren wesentlichen Punkten der maßgebenden katholischen Auffassung.

Aber dieser Punkt ist als Stand-punkt eine rein imaginäre Größe. Die reelle Größe heißt beispielsweise Thomas von Aquin, heißt Karl Marx und Friedrich Engels. Um mich mit Karl Marx beschäftigen zu können, muß ich ihn zu einem Marx-ismus systematisieren. Um mich mit dem, was dem Marx-ismus zu Grunde liegt, auseinandersetzen zu können, muß ich den -ismus, d. h. die Entpersönlichung aufgeben. Denn ich kann mich mit einem -ismus als mit einem Ding beschäftigen, nicht aber aus-einander-setzen. Mit dem Marxismus als mit einem Ding hat sich nicht nur der Protestantismus, sondern in einer eigentümlichen Weise gerade der Katholizismus beschäftigt. Die Auseinandersetzung hat der Katholizismus erst vor sich.[7])

Es ist leicht und hat Viele ins Brot gesetzt, dem Marxismus den Katholizismus, auch den Protestantismus und umgekehrt entgegenzustellen. Hier läßt sich jonglieren, da lassen sich „Belange", unterbringen, Störungen ausschalten usw. Anders aber, wenn das modellierbare Ding, der -ismus dem Einmaligen weichen muß. Karl Marx als einmalige Erscheinung, seine Persönlichkeit in ihrer Einzigartigkeit sehen und stehen lassen, das ist die Aufgabe! Nicht um deswillen, was diese Persönlichkeit gesagt und geschrieben: die Spezialisten und Schriftgelehrten sind längst am Werke, mit alledem irgendwie fertig zu werden. Worauf es ankommt, ist, ob ein Ohr vorhanden ist für die Sprache, in der hier zum Menschen der bürgerlichen Gesellschaft, darüber hinaus vielleicht sogar zum Menschen überhaupt gesprochen wird. Die Frage ist, ob der Katholizismus über der Beherrschung der Grammatik sich das Verständnis dieser in Karl Marx lebendigen Sprache erdgebundenen Geschehens erringt!

Freiburg i. Br. Walter Müller-Lörrach

Neue Bibelverdeutschungen

Das Neue Testament, übersetzt von D. Adolf Schlatter. Calwer Verlagsbuchhandlung Stuttgart. 1931. 574 S. 3,80 M.

Die Schriften des Neuen Testaments nach ihrem ursprünglichen Wortsinne in die deutsche Sprache der Gegenwart wort- und sinngetreu übertragen von Theobald Daechsel. Herausgegeben vom Adelberdt-Diakonissenmutterhause Kraschnitz. Kommissionsverlag. (Vorwort: Juni 1928.) 592 S. 6 M.

Jedermanns-Bibel. Das Neue Testament verdeutscht und verdeutlicht für Jedermann. Leipzig S 3, Adolf Klein. 1930. 1326 S. 6 M.

Die Bemühungen, den Menschen von heute das Neue Testament in einer ihnen verständlichen Form nahe zu bringen, werden fortgesetzt. Die Not, daß die Lutherbibel so, wie sie ist, zum Verständnis nicht genügt, wird allgemein empfunden. Von den bisher vorliegenden anderen Uebersetzungen, die zum Teil in der CW 1928, 19, 882 ff. von mir besprochen sind, besitzt trotz aller Vorzüge, die die eine oder die andere hat, keine wirklich durchschlagende Ueberzeugungskraft. Jetzt liegen wieder mehrere neue Versuche vor.

1. Mit großen Erwartungen nimmt man die Uebersetzung des Neuen Testaments von Adolf Schlatter in die Hand. Wenn dieser ehrwürdige Altmeister der Bibelauslegung das Buch, dem sein Lebenswerk gilt, in einer für Jedermann verständlichen Verdeutschung vorlegt, dann glaubt man von vornherein sicher zu sein, etwas ganz Ausgereiftes zu erhalten. Es versteht sich von selbst, daß man aus dieser Schlatterschen Bibelübersetzung zum bessern Verständnis des Neuen Testaments viel lernen kann. Aber aufs Ganze gesehen — das muß leider offen gesagt werden — bereitet sie eine große Enttäuschung. Man muß doch wohl annehmen, daß eine deutsche Bibelübersetzung, die in der Calwer Vereinsbuchhandlung erscheint und von einer Bibelgesellschaft vertrieben wird (seltsamerweise von der Britischen und Ausländischen — warum nicht von der Württembergischen?), nicht etwa in erster Linie für Theologiestudenten und andere der alten Sprachen kundige Benutzer, sondern für die Massen einfacher Bibelleser bestimmt ist; für solch einen Zweck aber fehlt dieser Uebersetzung durchaus die treffsichere Volkstümlichkeit. Schlatter bemüht sich offenbar, den griechischen Ausdruck peinlich genau wiederzugeben; ähnlich wie seiner Zeit Weizsäcker einen möglichst genauen Eindruck des von ihm übersetzten Originals zu vermitteln suchte, so daß also eine solche sorgfältig wortgetreue Uebersetzung ein Kommentar im Kleinen wird. Aber ein wirkliches Dolmetschen in der großen volkstümlichen Kunst Luthers ist das nun und nimmermehr. Oder ist es etwa deutsch, wenn das Spottwort in der Pfingstgeschichte Apg. 2, 13 bei Schlatter lautet: „Sie sind mit jungem Wein gefüllt" (offenbar, weil hier im Urtext das Partizipium Perf. Pass. steht)? Oder wenn im Philemonbrief V. 12 Paulus den Onesimus in dieser Schlatterschen Uebersetzung nennt „mein Inwendiges"? Warum dann nicht lieber noch wörtlicher „meine Eingeweide"? Wie treffsicher, bildhaft und gemütvoll zugleich ist demgegenüber Luthers Uebersetzung „mein eigen Herz"! Das „Gewand der Schafe" (Matth. 7, 15) ist ebenso undeutsch wie der „Ort des Schädels" (Matth. 27, 33); deutsch ist in solchen Fällen statt der Genitiv-Verbindung ein zusammengesetztes Hauptwort, wie Luthers Sprachgefühl ganz sicher weiß. Welcher Leser versteht ohne nähere Erläuterung, was „ein Mühlstein, den ein Esel treibt" (Matth. 18, 6), für ein Ding ist? Gemeint ist natürlich der große Mühlstein aus einer durch ein Göpelwerk mit Tierkraft betriebenen Mühle im Unterschied von dem kleinen aus einer von Frauenhand bedienten Handmühle. „Keiner, der Fleisch ist" (Matth. 24, 22) statt „kein Mensch" oder „keine Menschenseele" zu übersetzen, heißt doch auch: der sklavischen Wiedergabe des Urtext-Wortes sarx den Geist der deutschen Sprache zum Opfer bringen. Wie merkwürdig greift es daneben, daß der faule Knecht das Geld seines Herrn den Wechslern hätte „ausbezahlen", anstatt es bei ihnen einzahlen oder anlegen sollen (Matth. 25, 27). Die „beleuchteten" Augen, um die Schlatter Eph. 1, 18 den Apostel beten läßt, dürften infolge der blendenden Wirkung des beim „Beleuchten" auf sie fallenden Lichts zum Sehen sehr viel weniger geeignet sein als die „erleuchteten" Augen in der Lutherbibel. Die Beispiele solcher seltsam verfehlten Uebersetzungen lassen sich leicht ins Unendliche vermehren. Ganz selten wird überdies einmal, wie z. B. Eph. 1, der Versuch gemacht, einen langen, unübersichtlichen Satz für den deutschen Leser in kürzere Sätze zu zerlegen. In der Regel bleibt das unübersichtliche Gefüge, das zumal die Paulusbriefe für den einfachen Leser so unverständlich macht, und wird durch die oft merkwürdig ungeschickte Verdeutschung auch nicht gerade verständlicher. Alles in Allem muß man leider sagen: Diese Uebersetzung Schlatters bringt uns dem Ziel einer wirklich deutschen Bibel nicht näher.

2. Eine höchst eigenartige Bibelverdeutschung ist der Versuch von Theobald Daechsel, die Schriften des Neuen Testaments nach ihrem ursprünglichen Wortsinn in die deutsche Sprache der Gegenwart wort- und sinngetreu zu übertragen. Auch das Ergebnis einer Lebensarbeit. Z. B. gab der Verfasser schon 1913 die Paulusbriefe „in wort- und sinngetreuer Verdeutschung" heraus und hat inzwischen bei gleichbleibender Grundeinstellung sorgfältig daran weiter gefeilt. In der Nachfolge Deißmanns will er die neutestamentlichen Schriften, ihre Anschauungsbilder und

[7]) Im engeren Schülerkreis des Freiburger katholischen Moraltheologen Dr. Franz Keller beschäftigt man sich u. a. auch mit der Frage: Lebensspielraum und Sittlichkeit. Dabei spielen die Ansichten des Bischofs von Ketteler eine hervorragende Rolle. Es ist nicht ausgeschlossen, daß hierbei die Frage des Verhältnisses von Katholizismus und Marxismus endlich gehört und der Punkt gesichtet wird, der von entscheidender Bedeutung ist für das Ende der Beschäftigung, für den Anfang der Auseinandersetzung mit dem Marxismus.

besonderen Wendungen aus der damaligen Volksumgangssprache verstehen und versucht, sie ohne Scheu vor dem Eindruck befremdlicher Derbheit und Profanität in die Volksumgangssprache von heute zu übertragen. Dazu kommt in den vorangeschickten kurzen Einleitungen und manchen verdeutlichenden Anmerkungen eine sichtliche Freude daran, die Dinge einmal ganz anders zu sehen als üblich. So soll z. B. der Epheserbrief der älteste Paulusbrief sein, Kephas, der streng judaistische „andere Emmausjünger", ganz jemand anders als der Apostel Petrus u. a. m. Das Ganze ist zweifellos geistvoll, aber oft furchtbar gewagt und von einer nicht selten fast romanhaft anmutenden Phantasie. Manches wird wirklich deutlich. Mancher zunächst überraschende Uebersetzungsversuch ist mindestens des Nachdenkens wert. So der Hinweis, daß mit einem „Gefangenen Jesu Christi zum Besten der Heiden" etwas ganz Anderes gemeint sein müsse als ein Gefangener der Heiden zum Besten Jesu Christi. Daechsel weist, wie übrigens vor ihm schon Reitzenstein zum Eingang des Philemonbriefes getan hat, zur Erläuterung darauf hin, daß Häupter von Mysteriengesellschaften sich Gefangene desjenigen Gottes nannten, den die Gesellschaft zu ihrem Patron gewählt hatte. In dem Kollekten-Kapitel 2. Kor. 8, 1 wird aus der „Gnade Gottes, die in den Gemeinden in Mazedonien gegeben ist", ein in den mazedonischen Gemeinden gespendeter „Gottesdank"; und wird 9, 4 der Wunsch ausgesprochen, daß die Korinther nicht „als die Blamierten dastehen" möchten (Luther: „zu Schanden würden"). Sehr drastisch und überzeugend wird 2. Kor. 11 die Zurückweisung der Gegner des Paulus mit Bildern und Ausdrücken aus der Komödiensprache dargestellt. Aber auch das „Gefäß" 1. Thess. 4, 4 gleichnisartig als Charaktermaske des Schauspielers zu verstehen und zu übersetzen: „daß er ... sich die Gesichtsmaske für das eigene Ich erwerbe", was ein Gleichnis für die sittliche Selbsterziehung sein soll, nämlich daß die Charaktermaske des Christen Gott gefällig sei, — das wird schwerlich überzeugen. Originell, aber auch reichlich gewagt ist in der Gethsemanegeschichte Mark. 14, 41 statt des üblichen „Es ist genug; die Stunde ist gekommen" (so Luther) die Uebersetzung: „Er ist abgetan! Die Stunde ist vorbei"; — das soll nach Daechsel im Anschluß an den üblichen Ruf im Zirkus bei Erledigung eines Gladiators heißen: Der Feind, mit dem Jesus gerungen hat, ist besiegt und für immer abgetan, so daß die Seinen fortan ruhig schlummern dürfen. Zweifellos übertrieben ist, wenn in das Wort agape und das dazu gehörige Zeitwort fast immer der kultische Sinn „Liebesmahl", „Liebesbund" hineingelegt und z. B. Joh. 13, 1 übersetzt wird: Jesus „hielt, weil er mit den Seinen hier in der Welt immer gemeinsamen Tisch gepflogen hatte, zum Schluß ein gemeinsames Abendessen ab". Am stärksten regt sich der Widerspruch bei der Uebersetzung des Römerbriefs, wenn da z. B. Röm. 3, 22 geredet wird von einem „Zu-seinem-Rechte-Gekommensein Gottes", „das durch Jesu Christi Vertrauen zu allen, die Glauben haben, zustande kommt". Ganz abgesehen von den sachlichen Bedenken gegen diese Auffassung der Stelle, kann man angesichts solcher Verdeutschung zu dem Satz des Vorworts, daß „ein Schreiben wie der Römerbrief ... auch von der ungebildetsten Sklavin in seinem Gedankengange schon bei bloßem Vorlesen erfaßt worden" sei, nur ein Fragezeichen setzen. Fragezeichen und Ausrufungszeichen wird man viel in dieses Buch machen. Aber anregend ist es.

3. Wie wichtig und wie schwierig die Aufgabe einer Bibelverdeutschung ist, empfindet man besonders stark bei dem dritten hier anzuzeigenden Versuch, der unter dem programmatischen Titel „Jedermanns-Bibel" von einem nicht mit Namen genannten Verfasser veröffentlicht ist. Diese Uebersetzung will für Jedermann klar und deutlich sein. Deshalb glaubt sie, abgegriffene Bibelworte wie Buße, Sünde, Fleisch, Gerechtigkeit, Glaube vermeiden zu sollen. Ueberschriften, Inhaltsangaben, Anmerkungen und kurze Erläuterungen suchen dem besseren Verständnis zu dienen. Auch eine Abhandlung über „Das Neue Testament nach seinem Werden, Wesen und Wert" wird hinzugefügt. So ist ein umfangreicher Band von 1326 Seiten daraus geworden. Man kann nicht sagen, daß die Ausführung befriedigt. Man nehme z. B. die Verdeutschung des Bußrufs Johannes des Täufers, die jeder erwecklichen Wucht entbehrt: „Laßts euch leid sein um eure ganze bisherige Lebensführung" (Matth. 3, 2), oder Apg. 19, 4 „Johannes hat die Taufe als Abbild innerer Selbstumstellung vollzogen". Die Seligpreisungen beginnen hier: „O wie gut habens die Armen usw.", — wenn er noch gesagt hätte: wie gut sind sie dran! Warum diese Angst vor dem biblischen „Siehe", das meistens mit dem an Kindererzählungen erinnernden „Denkt doch!" wiedergegeben wird oder auch mit „Achtung!" („Dein König hält bei dir Einzug." Matth. 21, 5.) Wie merkwürdig pedantisch klingt die Ankündigung des Verrats Matth. 26, 21: „Feierlich versichere ich euch: Einer von euch wird mich ausliefern." Manches, das soll aber gern anerkannt werden, ist wirklich für Jedermann verständlich gesagt, z. B. Matth. 25, 27: „Da hättest du mein Geld auf die Bank bringen sollen" und ein paar Verse weiter: „den Taugenichts von Knecht". Das Unser Vater wird in ganz und gar eschatologischem Sinn wiedergegeben: „Unser Vater, offenbare dich als allein wahrer Gott, tritt dein Königtum an," usw. und zum Schluß: „Laß uns nicht in die Schrecken der Endzeit geraten, sondern rette uns vor dem Bösewicht." Solch eine Uebersetzung zwingt allerdings zu neuem Durchdenken oft gedankenlos gesprochener Formeln. Bei schwierigen Stellen wird auch wohl ein neuer Uebersetzungsversuch gemacht, z. B. Matth. 26, 49, 50: Judas ... „küßte ihn ab. Doch Jesus sagte zu ihm: Bursche, machs kurz." Dazu wird die Erklärung gegeben: „In der begreiflichen seelischen Erregung des Augenblicks wird aus dem Kuß ein Abküssen, gegen das Jesus sich kurz und würdig wehrt." Die den einzelnen Abschnitten hinzugefügten Erklärungen sind an Gehalt und Wert sehr ungleichmäßig. Was darin geboten wird, ist z. B. gelegentlich eine Anleitung, aus einem Gleichnis den Hauptgedanken zu erfassen; oder die Anleitung, das Weinwunder von Kana Joh. 2 als Gleichnis zu verstehen: daß das im Wein abgebildete Christentum unendlich viel wertvoller ist als das durch das Wasser dargestellte Judentum. Bei der Abendmahlsgeschichte wird zu zeigen gesucht, daß darin von einem Gesamtkelch nicht die Rede ist, und zu „gab ihnen davon" Mark. 14, 23 die Anmerkung gemacht: „einem Jeden etwas in seinen Becher", und ähnlich Matth. 26, 27 übersetzt: „Trinkt alle davon" mit der Anmerkung „Von dem Wein". Erklärungen wie die, daß die dem Gelähmten (Mark. 2) vergebene Sünde die Sachbeschädigung an dem abgedeckten Dach und die Störung der im Hause gerade stattfindenden religiösen Versammlung gewesen sei, wird man nur mit Kopfschütteln lesen können. Auch fragt man sich vergeblich, was in einer Jedermanns-Bibel ein 2½ Oktavseiten langer Abriß über die wissenschaftliche Bibelforschung seit 1700 soll (S. 1261—63), in dem die verschiedenen theologischen Gruppen und Richtungen mit zahlreichen Namen, kurzen Kennzeichnungen und Beurteilungen aufmarschieren. Auf diese Weise kann der Herr Jedermann doch nur zu gefährlich oberflächlichem Nachsprechen angeleitet werden.

So ist der Gesamteindruck dieses Versuches, die Bibel den Menschen von heute nahezubringen, recht ungleichmäßig und trotz einzelner geglückter Stellen, aufs Ganze gesehen, nur wenig befriedigend. Der Verfasser nennt seine Arbeit im Vorwort selbst einen bescheidenen Versuch. „Nur weil sich kein Anderer fand, auf den seit Langem gewartet ward, hat ers gewagt." Wir werden noch weiter eines Andern warten müssen.

Frankfurt a. M. Wilhelm Lueken

Indologische Randbemerkungen zu Mathilde Ludendorffs Buch „Erlösung von Jesu Christo"

1. Dr. Mathilde Ludendorffs „Quellen" — 2. Vom Abschreiben — 3. Was ging tatsächlich zwischen Indien und Palästina vor? — 4. Weitere Irrtümer. (Vgl. vorige Nummer)

Sieg der Wahrheit:
Der Lüge Vernichtung.
Ludendorff

1. Die Quellen

„Mathilde Ludendorff behauptet, das ganze Neue Testament sei aus den Veden abgeschrieben." Durch dieses Wort aus Theologenmund erfuhr ich zuerst von der Existenz des Buches. Diese unbewiesene These von einer gewiegten Psychologin mit allen Schikanen der Suggestion mehr als 180mal dem wehrlosen Leser ins Bewußtsein getrommelt, scheint also ihre gesollte Wirkung nicht zu verfehlen. Wenn schon Theologen dieser Suggestion erliegen oder durch sie unsicher gemacht werden, was darf man dann von Halbgebildeten und Ungebildeten erwarten?

Ich möchte als Indologe einige kritische Randbemerkungen zu Frau Ludendorffs „Enthüllungen" machen. Das Erste, was einem Indologen unangenehm auffällt und ihn stutzig macht, ist, daß die Verfasserin beim Zitieren indischer Texte gar keine oder nur sehr vage Stellenangaben macht. Die Erklärung dafür werden wir weiter unten finden. Wer eine Ahnung von dem Meer indischer Literatur aus vier Jahrtausenden hat, weiß, daß es damit auch dem Fachmann sehr schwer gemacht ist, ein Zitat nachzuprüfen. Man kann sich einen Begriff von der Schwierigkeit machen, wenn man sich vorstellt, man solle aus der bekannten und unbekannten (in Bibliotheken vergrabenen) eintausendjährigen Literatur des gesamten Abendlandes wahllos zitierte Sätze auf den ersten Blick hin einordnen. Selbst wenn man die Zeit und den Denker ahnt, wird man oft lange suchen müssen. Zudem kann man Sanskrittexte nicht wie ein Werk in der Muttersprache durchfliegen. Es ist also ein Gebot ernsthafter Wissenschaftlichkeit, daß bei solchen Zitaten ganz genaue Stellenangaben gemacht werden. M. L. zitiert „Die Veden", „Die Upanishad", Krischna, Buddha und nur bei der Bhagavadgita den Sang, auch diesen ohne Versangabe. Das ist etwa so, als wenn Jemand in unserer theologischen Diskussion Jesus zitiert, statt Matth. 5, 3, Joh. 3, 3. Dabei ist nun die Literatur über Krischna und Buddha viel umfangreicher als unsere vier Evangelien. Weiter stellt der Indologe fest, daß M. L. jeder wissenschaftliche Sinn für chronologische Probleme abgeht. Auch darüber weiter unten mehr. Ferner ist die These zu berichtigen: „aus den Veden" abgeschrieben, die nicht nur eine mißverständliche Formel der Leser, sondern M. L.'s selbst ist. M. L. zitiert vor allem nachvedische Literatur (das Zeitalter der vedischen Literatur, Veden, Brahmanas und Upanishaden, rechnet man von 1500—500 v. C., vgl. Encyclopaedia of Religion and Ethics vol. 6 p. 687, 691): buddhistische Literatur aus vor- und nach christlicher Zeit, die Bhagavadgita aus dem indischen Epos Mahabharata (entstanden um 400 v. C. bis 400 n. C., vgl. ebenda 6, 696a) und dazu Krischna-Literatur aus den Puranas, Texten, die im ersten Jahrtausend n. C. entstanden sind. Aus den Veden selbst zitiert sie, soweit ich sehe, nur drei Stellen (S. 32; 166) und aus den „Upanishad" ein einziges Sprichwort zweimal (S. 85; 137), natürlich ohne nähere Stellenangabe. Den schönen zitierten Satz aus dem Samaveda: „So wie von Ewigkeit her die Welt in göttlichem Geiste war, ebenso ist alles, was heute besteht, sein Bild", habe ich selber leider nicht entdecken können, obwohl ich seinerzeit den ganzen Samaveda nach „schönen Sätzen" durchsucht habe. Also mit dem Abschreiben „aus den Veden" ist es schon nicht weit her. Es bleibt natürlich das Problem, ob indische Literatur die christliche beeinflußt hat, und es bleibt das Problem des „Abschreibens".

Fragen wir zunächst weiter nach den Quellen, aus denen M. L. schöpft. Aus drei höchst merkwürdigen „Quellen" fischt sie da, die nämlich gar keine Quellen sind: Driesmans, Hartmann und ein dunkler Herr Jacolliot. Im Jahre 1907 erschien bei Strecker in Stuttgart ein Buch von dem Dichter (!), Politiker und Rassetheoretiker Heinrich Driesmans (nicht Driesmann, wie M. L. schreibt): „Der Mensch der Urzeit". Zufällig besitze ich dies Buch, und kann daher feststellen: Driesmans handelt da vom Hakenkreuz und von der Feuererzeugung bei den alten Indern (S. 6 ff.). Wenn nun M. L. Seite 32 schreibt: „Diese Weihenachtfeier vor Jahrtausenden wollen wir uns heute noch einmal nach Driesmann berichten lassen", so möge Niemand glauben, daß er ein Zitat von Driesmans vor sich hat, sondern M. L.'s „Intuition" hat Herrn Driesmans noch etwas nachgeholfen und seine Darstellung, seinen schon fragwürdigen „Bericht" raffiniert umgebaut und zugespitzt. Der Vergleich der beiden Autoren ist eine Fundgrube für den Psychologen, der hier studieren kann, wie sich die Tatsachen unter den Händen der „Forscher" und Abschreiber ändern. Spricht Driesmans vom Tage der Wintersonnenwende, so macht M. L. daraus eine Weihenachtsfeier. Sagt Driesmans, daß dieser Tag durch das Erscheinen eines Gestirns am Himmel bestimmt war und daß die Priester dem Volke die frohe Botschaft verkündeten, so verkündet der Priester bei M. L. schon, „daß der Weihenachtstern (!) am Himmel erschienen, und daß nun die ‚frohe Botschaft' der nahen Geburt des Gottessohnes aller Welt gekündigt (so!) werden sollte" (S. 32). Zitiert Driesmans einen offenbar echt vedischen Text: „O Agni, heiliges, reinigendes Feuer, der du im Holze schlummerst", so scheut M. L. sich nicht, diesem Urtext etwas an Klarheit nachzuhelfen: „O Agni, heiliges, reinigendes Feuer, der du im Schoße der Mutter Maja schlummerst". Aus Maja (?), dem Kreuzpunkt des Hakenkreuzes, in dem das Feuer gequirlt wurde, soll im christlichen Mythos Maria, Mirjam (d. i. Bitterkeit, Betrübtheit) geworden sein. Legen nach Driesmans die Priester das Kind (Agni, den Feuerfunken) „auf das Stroh, an dem es sich zur Flamme entzündet", so legt nach M. L. der Priester den zarten glimmenden Funken schon auf eine Krippe (!) mit Stroh usw. usw. Das nenne ich Methode. Darf man von hier aus auch Rückschlüsse machen auf die sonst von M. L. geübte Zitierungskunst? Jesu Salbung soll eine Verstümmelung des indischen Mythos bzw. der Praxis sein, daß beim Feuerkult zerlassene Butter ins Feuer gegossen und das Feuer so gesalbt wird. Aus dieser Praxis soll sich der christliche Mythos vom Erlöser, vom Gesalbten (Christus) gewissermaßen entwickelt haben. Es „ist erwiesen (!), daß der ganze Mythos von Jesu von Nazareth wörtlich (!) dem um mehrere Jahrtausende älteren Agnikult der Inder entnommen ist" (S. 32). Zur Entschuldigung muß gesagt werden, daß der Vater dieses Gedankens schon Driesmans ist. Natürlich macht auch Driesmans keine Stellenangabe. Er schöpft auch nicht selbst aus den Quellen, sondern beruft sich seinerseits (S. 10) wieder auf einen recht unbekannten A. Malvert „Wissenschaft und Religion" (Frankfurt a. M., ohne Jahr). Wieviel mag schon auf dem Wege von Malvert zu Driesmans erfunden worden sein? Woher hat Malvert geschöpft? Hat er über den Urtexten gesessen? Günstigstenfalls schöpft also M. L. aus dritter Hand!

Gehen wir zur zweiten „Quelle" über, zur Bhagavadgita. S. 170 Anm. erfahren wir: „Alle in Dichtform angeführten Stellen aus ‚Bhagavad Gita' (= der Sang des Erhabenen) sind der Uebertragung von Franz Hartmann, Leipzig 1924, entnommen." (Erschienen im Theosophischen Verlag Altmann, Leipzig.) Es handelt sich um eine neuere Auflage einer schon älteren Uebersetzung. Die Bhag. wird zitiert ausgerechnet nach Franz Hartmann, den eine Koryphäe wie Richard Garbe („Bhagavadgita" 2. Aufl., S. 12) einen „phantastischen Theosophen" nennt. Die Bhag. von Hartmann steht außerhalb jeder wissenschaftlichen Diskussion, wird von den indologischen Seminaren überhaupt gar nicht erst angeschafft. Von den vielen Uebersetzungen der Bhag. sei hier nur verwiesen auf die von Deussen, v. Schroeder und die von Richard Garbe, 2. Aufl., Leipzig 1921, „die weder schwungvoll noch glatt und gefällig, sondern wortgetreu sein will" (S. 14), und an die allein jeder Nichtindologe sich halten darf, wenn er wissenschaftlich mitreden will.

Ich wies schon darauf hin, daß M. L. bei der Bhag. immer nur den Sang, aber nicht den Vers zitiert. Die Uebersetzung von Hartmann ist nun so frei, daß man oft auf den ersten Blick nicht erkennen kann, welcher Sanskritvers der Uebersetzung zugrunde liegt, welcher Vers überhaupt gemeint ist. Man vgl. z. B. M. L. S. 211, Bhag. 3. Sang mit Richard Garbe, Bhag. S. 95, Sang 3 Vers 23 und 24: Vom „Licht auf dem Weg des Heils" ist in der Bhag. gar keine Rede! Oder: M. L. 211 mit Garbe S. 123, Bhag. 9, 18. Vom „Weg" und vom „Leben" ist keine Rede! Alle drei johanneischen Begriffe, Licht, Weg und Leben, sind hineingetragen. Beim zweiten Beispiel könnte man allerdings den „Weg" gelten lassen. Aber was besagt das? Schließlich hat Johannes noch vom Tao „abgeschrieben"! Hartmanns Uebersetzung ist vollkommen christlich gefärbt. Ihr Wortlaut kann daher nie Beweis sein, daß der „gelehrte Jude" Johannes von der Bhag. „abgeschrieben" hat. Ich weiß nicht, ob Hartmann nach dem Urtext oder nur nach einer englischen Uebersetzung übersetzt hat. Nehmen wir an, er war Sanskritist, so war er gewiß kein guter Sanskritist. Seine Uebersetzung stützt sich mehr auf seine theosophische Phantasie als auf ein solides Wörterbuch. — Nach M. L. 218 sind die Juden jetzt drauf und dran, den indischen „Aberglauben", der seinerzeit nicht mit ins Neue Testament gewandert ist, auf dem Wege über die Theosophie, Anthroposophie und Mazdaznanbewegung unter die Christenvölker zu bringen. Fragen wir hier nicht nach der Wahrheit dieser Behauptung. „Aberglaube" ist ein sehr fragwürdiger Begriff im Munde von M. L., und sie hat wenig Begabung, andersgearteten Geist zu verstehen. Fragen wir nur: Wenn sie solche Meinung über die Theosophen hat: Warum fischt sie dann indische Weisheit

ausgerechnet aus einer theosophischen Quelle, um damit das deutsche Volk von Jesu Christo zu erlösen?

Wir kommen zu M. L.'s Haupt-„Quelle". Hier muß ich zunächst die deutsche Wissenschaft gegen M. L. in Schutz nehmen.

Bei der Lektüre von M. L.'s „Erlösung" muß der Laie den Eindruck gewinnen, als handele es sich da um eine epochemachende Entdeckung und Neuigkeit, als hätten die Theologen und Indologen bisher geschlafen oder sich ausgeschwiegen, und als hätte erst M. L. kommen müssen, bis uns allen die Augen über die Wahrheit aufgehen. M. L. behauptet S. 29, daß „das indische Geistesgut, wie wir es in den jüdischen Evangelisten wiederfinden, eine traurige Verstümmelung des Urtextes ist. Aber deutlich, nur allzu deutlich, erweist es sich dennoch als abgeschrieben aus den indischen Schriften". „Wir sind, nachdem der Völkerbetrug nunmehr fast 2000 Jahre aufrechterhalten blieb, um der Wahrheit willen verpflichtet, diese Tatsache festzustellen, und zwar durch Gegenüberstellung der indischen Legenden, die die jüdischen Evangelisten auswählten und dem Juden Jesu zusprachen, und ihrem Abklatsch in den Evangelien. Hierdurch (?) ist der Nachweis erbracht (!??), daß die Juden Geistesgut entnommen, ohne dies irgendwie mitzuteilen, also betrogen (!) haben." (Vgl. auch S. 133.) Welche Logik! Wir sind um der Wahrheit willen verpflichtet, ganz andere Tatsachen festzustellen.

Zunächst, daß M. L. für die Indologie gar nichts Neues bringt, sondern nur etwas, was schon längst buchstäblich durchgekaut ist. Aber das weiß sie natürlich nicht. In seinem Buche: „Indien und das Christentum", Tübingen, Mohr, 1914, hat Richard Garbe die religionsgeschichtlichen Zusammenhänge zwischen Indien und dem Christentum untersucht und sich mit der großen Literatur, die damals schon über das Problem bestand, auseinandergesetzt. Dieses Buch empfehle ich als eine erfrischende Quelle deutschen Geistes Jedem, der nach der Lektüre von M. L.'s Erlösung das Bedürfnis intellektueller Reinigung empfindet. Wieviel Tinte schon seit Jahrzehnten um dieses Problems willen geflossen ist, davon kann sich Jeder überzeugen, der sorgfältig Garbes Buch mit allen Anmerkungen liest. Garbe sagt (S. 12): „Die Aehnlichkeiten zwischen buddhistischen und neutestamentlichen Erzählungen haben einen Tummelplatz des Dilettantismus geschaffen, auf dem seit langer Zeit ein fröhliches Leben herrscht". Er konnte 1914 nicht träumen, daß dieser Dilettantismus sich heute noch nicht ausgetummelt hat, und wäre gewiß nicht fröhlich zu sehen, daß diese Pseudowissenschaft im Jahre deutscher Not 1931 politisch wird und die Köpfe des deutschen Volkes zu verwirren sucht.

Wir Deutsche haben in diesen trüben Tagen allen Anlaß uns zu erheben im stolzen Bewußtsein, daß die deutsche Wissenschaft auch und gerade in der Indologie mit an der Spitze der Wissenschaften der Nationen marschiert. Der deutsche Geist ist ganz besonders prädestiniert, den altindischen Geist zu erschließen, und hat hier noch einen großen Zukunftsauftrag. Demgegenüber schmäht und verleumdet M. L. die deutsche Forschung in echt deutscher Unart, wenn sie sagt (S. 31 Anm.): „Hier muß mitgeteilt (!) werden, daß die christlichen Völker, besonders das deutsche, über den Inhalt der indischen Schriften ungeheuer (!) getäuscht (!) werden." Das ist eine unerhörte Verleumdung! Die christlichen Theologen „verschweigen, daß alles (!) von den Indern in verzerrter Form abgeschrieben wurde" (S. 134). Aber die Arbeit der deutschen Theologen sowohl wie Indologen ist öffentlich, ihre Resultate sind Jedem zugänglich. Es wird dem Volk gar nichts verheimlicht. Nur die Wissenschaft kann nichts dafür, wenn das Volk und M. L. sich nicht um die ernsthafte Wissenschaft kümmern, oder wenn Halbgebildete, deren Ergebnisse mißverstehend, ihre eigenen Irrtümer popularisieren. Wenn die Wissenschaft sich mit jedem populären Marktschreier auseinandersetzen wollte, käme sie überhaupt nicht mehr zu ernsthafter Arbeit, und dann wäre es mit dem Ruhm der deutschen Wissenschaft in der Welt aus. Echte Forschung arbeitet in stiller, strenger, entsagungsvoller, mönchischer Selbstzucht.

Es ist mir eine Ehre, den Schild über den verstorbenen Meister der Indologie Paul Deussen (nicht R. Deussen, wie S. 31 Anm. steht) zu halten. M. L. macht Deussen den Vorwurf, daß er in seinem großen Uebersetzungswerk „Sechzig Upanishad (richtig muß zitiert werden: Upanishad's) des Veda, Leipzig, 1897" nicht auch gleich noch Manus und andere (sehr fragwürdige) „Urtexte" bringt, ihr gleichsam schon eine antisemitische Anthologie bietet, daß er statt dessen die langatmigen Abhandlungen über den Ohm-Laut bringt. Als wenn das in eines Forschers Belieben läge, der sich vornimmt, einmal sachlich eine ganze Upanishad zu übersetzen, so wie sie ist! Aber Aufgeschlossenheit für das, was ist, liegt M. L. nicht. Ihre völkische Wissenschaft interessiert sich nur für das, was sie will, und was ihr in ihre Tendenz paßt. Uebrigens wird die heilige Silbe Om*) geschrieben, entstanden aus a-u-m, mit einem „Ohm" hat sie nichts zu tun. M. L.'s Ansinnen an Deussen ist so, als wenn man Jemandem, der die 16 Propheten aus dem Hebräischen übersetzt, zum Vorwurf machen würde, daß er nicht auch ein bißchen Apostelgeschichte, Talmud, Maimonides und Spinoza darin bringt. Das Werk von Deussen, obgleich heute überholt, weil Deussen alle theistischen Upanishaden pantheistisch interpretiert hat, lohnt auch heute noch die Anschaffung. Es steht in Reichweite auf dem Schreibtisch jedes Indologen und ist ihm unentbehrlich wie die Lutherbibel dem Theologen.*) Aus diesem Werk zitiert M. L. ein einziges Sprichwort. In den unzähligen Sätzen auf 871 Seiten findet sie offenbar keine passende Parallele. Hier hätte sie einmal aus einer ehrenwerten Hand wertvolles Gut dankbar annehmen können. M. L. will Deussens Sachlichkeit, Unzugänglichkeit und Unbrauchbarkeit für ihre Tendenzen wohl damit erklären, wenn sie ausdrücklich von dem „Christen" R. Deussen spricht. Nun war gerade Deussens „Fehler", daß er Pantheist und Schopenhauerianer war und daher unaufgeschlossen für den Personalismus und Theismus in den Upanishaden. Im Uebrigen stand er M. L. sonst ganz nahe: „Deussen geht so weit, daß er den Inhalt der Upanishaden mit dem des Neuen Testaments zu identifizieren wagt" (Heiler a. a. O., S. 7). Zitiert sei auch noch ein Wort von Leopold v. Schroeder (Bhagavadgita, Jena 1920, Einl. S. 7): „Gerade die deutschen Gelehrten sind an dieser Arbeit (nämlich der Erforschung der Bhag.) in erster Linie beteiligt gewesen, allen voran Paul Deussen und Richard Garbe, welche beide sich ein unvergängliches Verdienst um diesen Zweig der Forschung erworben haben." Ferner muß ich es als Unwahrheit zurückweisen, wenn M. L. behauptet: „Desgleichen bleiben die Christenvölker in Unkenntnis der Legenden und Lehren des Krischna" (S. 31). Es ist unmöglich, hier die einschlägigen deutschen Werke aufzuzählen. Ich weise nur hin auf die Arbeiten von Hellmuth von Glasenapp und Rudolf Otto. Zwei wichtigste Werke des Krischnaismus besitzen wir schon lange: Die Bhagavadgita hat schon 1823 August Wilhelm von Schlegel musterhaft, allerdings ins Lateinische, übersetzt, und von Friedrich Rückert besitzt das deutsche Volk seit 1837 eine geniale Gitagovinda-Uebersetzung, die sogar in der Inselbücherei (Nr. 303) zu haben ist.

Statt nun im eigenen Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren von den Früchten ernsthafter deutscher Wissenschaft, läuft M. L. in echt deutscher Unart zu einem Ausländer, und zwar zu was für einem! Das ist der schon genannte dunkle Herr Jacolliot. Sie führt ihren „Gewährsmann" folgendermaßen ein: „Ja, auch das 14 Bände umfassende große Werk von L. Jacolliot, das dieser als Gerichtspräsident in Tschandernagor schrieb, ist unerreichbar! Es enthält die ganzen Gesetze Manus und alle (!) wesentlichen indischen Lehren." M. L. tut also so, als ob Jacolliot ein Märtyrer der Wissenschaft sei, und als ob es für das deutsche Volk ein Unglück sei, daß dieses „große Werk" unerreichbar ist, ihm gewissermaßen von der das Volk „ungeheuer täuschenden" Wissenschaft vorenthalten wird. Daraus, daß Garbe (Indien und das Christentum S. 13) als Jacolliots Werk La Bible dans l'Inde (2 Paris 1881; engl. Uebersetzung London 1870) anführt, schließe ich, daß Jacolliot ein Franzose war. Nun ist schon eins von vornherein verdächtig: Ein exakter Forscher übersetzt in seinem Leben nicht 14 Bände Sanskritliteratur. Hier tut es ein Jurist im Nebenamt.

Da Jacolliot unerreichbar ist, müssen wir uns leider mit einem Auszug und einer nochmaligen Uebersetzung begnügen. M. L. verkündet (S. 31): „Ebenso ist der vortreffliche (woher weiß sie denn das, wenn sie das Original nicht in Händen gehabt hat?) Auszug aus diesem Werke ‚Christus ein Inder?' von Th. J. Plange, Stuttgart, Hermann Schmidt-Verlag, 1906, wie viele andere Werke über den gleichen Stoff nicht mehr zu erhalten! Ein glückliches (?) Ereignis muß ich es daher nennen, daß mir von einem Mitkämpfer ein Exemplar dieses Werkes zugesandt wurde. Ich werde viel von seinen Auszügen (!) aus Jacolliot (!) u. A. bringen." Dieses „glückliche Ereignis" sollte ihr Unglück werden!

Ich stelle fest: Herr Jacolliot übersetzte, hoffen wir das Beste, aus dem Sanskrit ins Französische. Aus dem Französischen (oder gar aus der englischen Uebersetzung?) machte ein Herr Plange einen Auszug und eine abermalige Uebersetzung ins Deutsche, und diesen zweiten Aufguß tischt M. L. uns auf. Diese „Texte" konfrontiert sie mit Stellen aus der Lutherbibel. Jeder, der auch nur eine Ahnung von Uebersetzungsproblemen hat, weiß, daß ein ernsthafter Vergleich zwischen einer Uebersetzung und einer andern Uebersetzung noch dazu zweiten Grades absolut undiskutabel ist.

*) Siehe 1930, 1, 17: „In Brahmas Tempel".

*) „Deussen war ein intimer Kenner der Upanishaden und hat der Nachwelt eine unvergängliche deutsche Uebertragung hinterlassen" (Heiler, Die Mystik in den Upanishaden, München 1925, S. 7). Das ist der Ton, in dem gute deutsche Art von der heroischen Geistesarbeit der Väter spricht.

Sanskrit-, bzw. Pali-Text müßte neben dem griechischen, bzw. hebräischen Texte liegen, dann ließe sich ernsthaft wissenschaftlich etwas ausmachen. Dazu kommen die chronologischen und literaturgeschichtlichen Probleme der Urtexte selbst, die bei den indischen Texten nicht weniger schwierig sind als im Alten und Neuen Testament. Kein Mensch von intellektueller Redlichkeit und mit wissenschaftlichem Gewissen würde wagen, auf so tertiären „Quellen" Behauptungen aufzubauen. Kein Student im ersten Semester dürfte sich so etwas erlauben. Man würde ihn als völlig untauglich für wissenschaftliche Arbeit sofort nach Hause schicken.

Aber es kommt noch bunter. Wer ist dieser dunkle Herr Jacolliot, die dritte große „Quelle" M. L.'s? Schon 1914, also gewiß nicht mit einem Vorurteil gegenüber M. L., schrieb Richard Garbe in „Indien und das Christentum" S. 13: „Schlimmeres als solche Phantastereien über die Essäer als Vermittler zwischen Buddhismus, Parsismus, Judentum, Gnosis usw. haben notorische Schwindler (!!!) wie Jacolliot und Notovitch verübt, die den Glauben verbreiten wollten, daß Christus in Indien gewesen sei und sich von dort seine (später entstellte) Weisheit geholt habe, — Notovitch durch freche Fälschung eines angeblich von ihm in einem tibetischen Kloster entdeckten, in Pali (!) — geschriebenen ‚Leben Jesu'." Das ist der „heilige Quell", aus dem M. L. hier schöpft. Das ist die nette Gesellschaft, in die sie das deutsche Volk mit ihrem „Werke" „Erlösung von Jesu Christo" einführt. Unter Verachtung der deutschen und aller ernsthaften internationalen Wissenschaft läuft M. L. zu einem Franzosen und „notorischen Schwindler" und baut auf seinen Ergüssen, Fälschungen und Schwindeleien ihre Erlösung von Jesu Christo auf. Das ist die nackte Tatsache! Hier wird einmal das deutsche Volk nicht von Juden, sondern durch die Vermittlung einer deutschen Frau von einem Franzosen und „notorischen Schwindler" betrogen. Im Jahre deutscher Not 1931, wo das deutsche Volk im schwersten Existenzkampf steht.

Der indologische Teil des Buches, worauf sich doch alles aufbaut, strotzt von einer für deutsche Art peinlichen Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit. Man versteht, daß kein deutscher Universitätsprofessor sich die Zeit nimmt, dies Machwerk zu widerlegen. Wäre man nur Gelehrter, nur Indologe und brauchte nicht an die intellektuelle und moralische Reinheit seiner Art, seines Volkes, zu denken, dann würde man hier die Feder hinlegen und das Buch „Erlösung von Jesu Christo" in den Ofen werfen. Aber ehe wir das tun, sind wir um der Wahrheit willen verpflichtet, noch eine Fülle von Irrtümern aufzudecken. Wenden wir uns dem Sachlichen selbst und den Einzelheiten zu.

Hamburg Carl Scharbau

Bücher und Schriften

Natur und Gott. Ein Versuch zur Verständigung zwischen Naturwissenschaft und Theologie. Von Arthur Titius. 2., neubearbeitete Auflage. 946 S. Göttingen, Vanderhoeck & Ruprecht 1931. 29, geb. 32 M.

Das Werk liegt nun fertig vor. Vergleicht man es mit der ersten Auflage, so sieht man im Einzelnen, wie sorgfältig Titius weitergearbeitet und durchgearbeitet hat. An manchen Punkten ist ganz Neues entstanden. In Einzelheiten ist viel ergänzt; besonders ist es mir in der Erblichkeitsforschung, in der Anthropologie und Tierpsychologie (Instinktfrage), in der modernen Hirnforschung, in der Beurteilung des Vitalismus von Driesch, in der Rassentheorie, in den Ehefragen (die mir noch nicht schwer genug genommen erscheinen), in den ganz neu eingefügten interessanten soziologischen Betrachtungen (S. 900 ff.) aufgefallen. Weiteres nennt das Vorwort. Eine Lücke finde ich bei der Behandlung der Psychoanalyse, deren Weiterentwicklung zur Adlerschen Individualpsychologie zwar erwähnt ist, aber in ihrer großen Bedeutung nicht genug hervortritt. Die Pithekanthropusfrage muß jetzt wohl anders beantwortet werden (Mensch). S. 568 steht zweimal Altamina statt Altamira. Das gesperrt gedruckte abschließende Urteil (S. 682) über die angeblichen tierähnlichen Vormenschen der Diluvialzeit, aus der ersten Auflage unverändert übernommen, entspricht meines Erachtens den wissenschaftlichen Befunden nicht.

Am schärfsten durchgearbeitet sind die eigentlich weltanschaulichen Teile. Hier ist Vieles und Wertvolles ganz neu geschrieben: S. 785 ff. über die religiöse Erkenntnis als Glied aller Wirklichkeitserkenntnis — ausgezeichnet, bis auf den Rekurs auf das „Gefühl" S. 794 —; S. 667 f. über den religiösen Wert des naturwissenschaftlichen Weltbildes, 748 f. über den Wahrheitsbegriff, 750 f. über die Feuerbachsche Religionstheorie, 760 ff. über das Verhältnis zur Metaphysik, über die Gottesbeweise (die wieder eingehender behandelt werden!) u. a. In allem scheint es, daß Titius, bei aller Vorsicht der Formulierung, der heutigen Strömung mehr Rechnung trägt, die auf Selbständigkeit und Eigenwert des religiösen und theologischen Denkens ausgeht und weniger Neigung zeigt als früher, bei der Wissenschaft und besonders bei der Metaphysik Anleihen aufzunehmen. Auch zur Barthschen Theologie sind insofern hie und da Beziehungen genommen. Selbstverständlich bleibt Titius Gegner aller Isolierung der Religion von der Philosophie. Wie sorgfältig weitergearbeitet ist, beweist das Register: das Namenregister ist doppelt so stark, das Sachregister um die Hälfte vermehrt. So steht das Werk endgültig. Es hat sich längst durchgesetzt und wird seinen hohen Wert im Gesamtwerk der heutigen Wissenschaft und die Ehre der deutschen evangelischen Theologie vor deren Forum vertreten und behaupten. Arthur Neuberg

Biblisches Lesebuch — herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Erziehungswesens in Hamburg. Hamburg, Buchvertrieb durch C. Boysen, 19. 336 S. 2,40 M.

In vorsichtiger, aber notwendiger Modernisierung des Luthertextes werden die biblischen Geschichten geboten, mit kurzer historischer Einleitung, so daß das Kind sich auch allein durch die ganze Welt der Bibel hindurchlesen kann. Die Propheten erscheinen in ihrer geschichtlichen Reihenfolge in kindertümlicher Auswahl; aus Hiob und den Psalmen ist liebevoll ausgelesen; Jonas, Tobias, Daniel, Makkabäer, Sirach kommen wieder zu Ehren. Sie waren dem Unterricht bei uns in Hamburg beinahe völlig verloren gegangen. Die drei ersten Evangelien erscheinen als Harmonie fast ganz vollständig; in die Apostelgeschichte sind an den wichtigen Stellen Stücke aus Paulus Briefen eingefügt. Erzählt werden noch der Brand Roms und der Untergang Jerusalems; aus Johannesevangelium, Briefen und Apokalypse ist eine Auswahl geboten. Dazu 51 Choräle und der Katechismus. Walter Classen

Literarische Erziehung. Ein Versuch über die Jugendschriftenfrage auf soziologischer Grundlage. Von Severin Rüttgers. Langensalza, Julius Beltz 1931. 152 S. 4,80 M.

Es wird wohl Jeder anerkennen müssen (das Buch ist nicht nur für Lehrer und Literaten geschrieben), daß der bekannte Praktiker und Theoretiker in dieser verdienstvollen und meisterlichen Arbeit auf verhältnismäßig engem Raume die brennendsten Fragen seines Themas so allseitig umfassend, so tiefschürfend und vor allem so fast ohne Polemik und immer nur im Dienste der Sache ergründend durchdacht und in edler, manchmal gehobener Sprache dargestellt hat wie wohl noch Keiner vor ihm. Kriterium ist seine Auffassung der Planerziehung und der Wertung des Kulturgutes, des Vätererbes, letztlich eben überhaupt sein Denken über Kultur und Leben selbst und die Vermittlung des Erworbenen an die kommende Generation. Wer ihm widersprechen wollte, müßte eben hier ansetzen. Selbst aber für den, der Anderes wesentlicher wertet, der auch in Erziehung und Unterricht dem Kinde und seinem Wesen grundlegend entscheidendere Bedeutung zuerkennen will, bietet Rüttgers soviel psychologisch wertvolle Erkenntnis, soviel Material seiner reichen Erfahrung — soviel stille Weisheit des Lebens und der Welt, daß er ihm gerne bis zum Ende folgt. Es ist erfreulich, wie Rüttgers die Anschauungen Wolgasts — er lehnte die spezifische Jugendschrift ab — und die der Altersmundartleute, die es als notwendig erkennen, „für die Jugend zu schreiben", in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, wie er an Lichtenbergers „kindlich-dichterischer" Jugendschrift ebensowenig vorübergeht wie an Vaupels „formendem Prinzip", wie er aber von Allen unabhängig und in jeder Hinsicht selbständiger Forscher bleibt. Das gibt ihm Vertrauen des Lesers und die Sachlichkeit des Blickes, gibt ihm die Möglichkeit, selbst bis zu den Peripherien hin Wichtiges zu sagen (beispielsweise über die Mentalität im Uebergangsalter, über Wagnis und Abenteuer, Gegenwart und soziale Idee im Verhältnis zur Jugendschrift) — gibt ihm Freudigkeit zu den mancherlei Mühen einer Arbeit, die aus Neigung und Liebe und in tiefer Verantwortung in der ganzen Begründung und Ausbreitung des Problems im besten Sinne Kulturarbeit ist. Erich Bockemühl

Die Forderung des Tages, das neue Reich. Uebersicht über die deutsche Dichtung (1925/30). Von Friedrich von der Leyen. Jena, Diederichs. 38 S. 1,40 M.

Man hat hier ein Beispiel dafür, mit welcher Verständnislosigkeit ein zünftiger Literaturprofessor, der sehnsüchtig Rückschau auf „das alte Soldatentum, die alte Beamtenschaft ... die alte Ehe und die alte Familie, Religion und Sittlichkeit" hält, der Forderung des Tages gegenübersteht. Die Darstellung wird so durchgängig zur Verurteilung, die vom Standpunkt und durchweg nur mit den Gesichtspunkten des ungeistigen Nationalismus getrieben wird, der mit der überaus primitiven Alternative von stammhafter Dichtung und „Zivilisationsliteratentum" arbeitet.

Das gewunden-schulmeisterliche Urteil über Thomas Mann, dessen „Forderung des Tages" eine nahe Zukunft, wie der Verfasser hofft, hinwegfegen wird, schließt nur die Kette der Fehlurteile, die bei Remarque („er dachte wohl oft daran, wie viel schöner es sei, zu Hause sorglos im Lehnstuhl zu sitzen"), A. Zweig, Werfel, Wassermann und Hesse besonders erschreckend sind. Was aber soll man dazu sagen, daß der Verfasser dem menschlich vielleicht größten und reifsten Werk dieser Epoche, nämlich Döblins „Berlin Alexanderplatz" gegenüber sich das angebliche Urteil des „einfachen Lesers" aneignet: „Was soll mir der ganze Dreck?" Fast läßt die Beschämung hier einen Protest nicht erst aufkommen. Günter Jacob

An der Pforte des Todes. Eine Wanderung zwischen zwei Welten. Von D. H. Martensen-Larsen. Mit einer Ein-

führung von Karl Heim. Herausgegeben von Gräfin Cecilie Wedel. Berlin, Furche Verlag. 240 S. 5, geb. 6.80 M.

Eine Fülle von Berichten über befremdende seelische Erfahrungen, die in der Sterbestunde naher Angehöriger gemacht wurden (telepathisches Wissen vom Tode anderer Menschen, Traumgesichte, telekinetische Lautphänomene und teleplastische Phänomene), und über die seelischen Erschütterungen von Menschen, über die der Tod schon den Schatten geworfen hatte, hat der Verfasser zusammengetragen. Die ersteren bleiben auf der Grenze zwischen dem normalen Weltbild und dem Reich des Okkulten rätselvoll und beunruhigend. Die letzteren (das Erwachen des Gewissens, prophetisches Aufleuchten der Seele, Visionen und Anfechtungen) haben für die Seelsorge ihre große Bedeutung. Die Zusammenfassung dieser Berichte, die in ihrer Schlichtheit oft sehr eindringlich sind, ist zu begrüßen.

Freilich müssen wir gegen die Deutung und gegen die leitende Absicht der Zusammenstellung die ernstesten Bedenken anmelden. Diese seelischen Erfahrungen werden nämlich als Linien aufgezeigt, die in ihrer Verlängerung ins Jenseitige führen und uns die Gewißheit zukünftigen Lebens geben sollen. Der Glaube an die Selbständigkeit der Seele und die Herrschaft des Geistes über den Stoff wird nach alter apologetischer Methode als Glaube an das Fortleben der Seele im Gegensatz zu „materialistischen Vorurteilen" entwickelt. Die für den Verfasser selbstverständliche Scheidung von Seele und Leib und der Kampf für ein „Fortleben der Seele" ist aber mit dem urchristlichen Kerygma von der Auferstehung der Toten am Jüngsten Tage schlechterdings nicht zu vereinen. Deshalb können diese Berichte eben nicht Hinweis sein, sondern sie bleiben bei aller psychischen Fremdartigkeit streng diesseits der Grenze, im Reiche des Menschlichen. Günter Jacob

Der Weg des modernen Menschen zu Gott. Von Prof. D. Hans Duhm. München, Ernst Reinhardt 1930. 198 S. 4.40, geb. 6.50 M.

„Was ist schuld daran, daß Erde und Menschenleben so wenig dem entsprechen, was das natürliche Menschenleben von beiden erwartet?" Wer ist dafür verantwortlich? — Von diesem Problem aus durchwandert Duhm die Bibel. Nach Gen. 3 sind die Menschen selber schuld; aber Gott hat sie doch so geschaffen. In den älteren Religionen sind die neidischen Götter die Urheber des Bösen. Die wundervollen älteren Propheten Israels kennen einen Gott, der viel größer ist, vor dem man nur mit Gutes-tun bestehen kann; denn der Mensch kennt Gottes Willen und kann ihn erfüllen; so hat er sein Schicksal in seiner Hand. Ganz anders urteilt das Christentum. Der Tod des Sohnes Gottes zwang dazu, das ganze Verhalten Gottes und das Verhältnis zu Gott umzudeuten. Schuldgefühl, Erbschuld, Menschwerdung Gottes, Sühnetod, Erlösung — diese Begriffe hat Paulus von seiner Erfahrung aus gewonnen, daß der gekreuzigte Sohn Gottes lebt. Damit hat er sich freilich zu Jesus in Gegensatz gestellt, der eine viel einfachere Verkündigung hatte: Vertrauen zum Vater und Streben nach Vollkommenheit. Paulus aber hat über ihn gesiegt: Die Angstreligion verkrampfter, kranker Seelen herrscht bis heute. Darum müssen wir zu Jesus zurück. — Das ist auch der Weg des modernen Menschen zu Gott, nachdem das Weltbild so anders geworden ist, großartiger und unheimlicher als früher. Sein Gott verlangt Leben, keine Ansichten und Gedanken; auf dem Weg des Guten kommt man wieder zu Gott. — Der Bruder des Verfassers Andreas vertritt ähnliche Gedanken in seiner Schrift „Das Wort Gottes im Gottesdienst". Nimmt man noch die Schrift von Mandel dazu (vgl. Christl. Welt Nr. 13), so erhebt sich die Ahnung eines Rückschlages gegen eine überstiegene und gequälte Theologie zu einfachen, an Jesus orientierten Formen.
Friedrich Niebergall

Die gottesdienstliche Beichte als Abendmahlsvorbereitung in der Evangelischen Kirche, in Geschichte und Gestaltung. Von Klaus Harms. Greifswald, L. Bamberg 1930. 158 S. 6 M.

Harms geht von der allgemein zugestandenen Tatsache aus, daß unsere Beichtvorbereitung weder Beichte noch Vorbereitung ist, weil sie die Absolution vorwegnimmt, die dem Abendmahl zugehören sollte. Darum geht er in gründlichen, reich mit Zitaten versehenen geschichtlichen Untersuchungen der Frage nach, ob dieser Uebelstand schon immer gewesen und wie man bestrebt war, ihn zu beseitigen, um entweder aus der Geschichte alte oder aus eigenem Nachdenken neue Wege zur Lösung des Problems zu gewinnen. Einige Höhepunkte aus dieser Geschichte: Luther verlegt die Beichte aus der Kirchenzucht in die Seelsorge und verzichtet auf das Bekenntnis aller Sünden; Karlstadt schafft jede Vorbereitung ab; Luther gibt dagegen die Privatbeichte frei, macht aber ein Glaubensverhör zur Pflicht; von der Orthodoxie werden beide verschmolzen zu einer äußerlichen Einzelvorbereitung; dagegen protestiert vor allem der Pietismus, indem er die Einzelbesprechung empfiehlt; der Rationalismus führt die allgemeine Beichte durch, die in der Agende von 1829 ihren festen Platz erhält. — Wider diese allgemeine Beichte erhebt sich seitdem ein immer stärkerer Widerspruch und der fordert: Abendmahl ohne Beichte und Beichte ohne Abendmahl. Harms entscheidet sich nach eingehender Prüfung aller neueren Vorschläge dafür, daß Predigt- und Abendmahlsgottesdienst je ein geschlossenes Ganzes bilden, die zusammengefaßt werden können zu einer Feier, für deren Ausgestaltung er zum Schluß wertvolle Winke gibt. Friedrich Niebergall

Die Religion der Goethezeit. Von Gustav Krüger. Tübingen, J. C. B. Mohr 1931. 155 S. 6 M.

Der Anlaß, diese heute so gering geschätzte Periode deutscher Geisteskultur darzustellen, wird in der Schlußbetrachtung offenbar. Im Gegensatz zu einem jungen Theologengeschlecht, das in Gefahr steht, sich ausschließlich auf die Bibel zurückzuziehen und einen Trennungsstrich zwischen Idealismus und Christentum zu ziehen, will Krüger im Namen eines nun vom Schauplatz abtretenden älteren Geschlechtes nicht auf den Idealismus verzichten, der zu den größten Gestaltungen des Christentums gehört. So bietet er in einer dem Gegenstand entsprechenden Sprache eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Religion des Idealismus, die in dem Humanismus und der Reformation verwurzelt von Kant bis zu Hamann, Lavater und Jacobi, von Herder, Goethe und Schiller bis zu Fichte die Mannigfaltigkeit der Frömmigkeit in der einen Grundhaltung aufzeigt, um mit den Romantikern zu schließen. Wer sich nicht durch Unkenntnis seine Leidenschaft und sein Dogma erhalten will, wird nicht anders können, als mit Freude und Stolz diese Reihe frommer Gestalten verfolgen; dabei wird er sich kaum der Ueberzeugung verschließen, daß die Zukunft der Theologie darin liegt, daß die steile und eindeutige Senkrechte der gegenwärtigen Theologie sich wieder mit der Horizontalen einer weltweiten Kultur positiv auseinandersetzen muß.
Friedrich Niebergall

Der Freiherr vom Stein. Von Staat, Volk und Bildung. Von Georg Koch. Kassel, Neuwerkverlag 1931. 201 S. 3,60 M.

Die Steinfeiern, zu denen der hundertste Todestag Anlaß bot, sind verrauscht; wie es scheint, ohne einen tiefen Eindruck zu hinterlassen. Stein ist zwar einer von den ganz wenigen großen Deutschen, unter den Staatsmännern fast der einzige, der von dem Fluch der deutschen Zerrissenheit nicht getroffen wird, dessen Name nicht zugleich Verehrung und Verwerfung weckt, allein doch nur deshalb, weil man ihn von sehr verschiedenen Gesichtspunkten betrachten kann. Denn den Einen wird er immer vor allem der sein, der den Haß gegen Napoleon und damit gegen die französische Revolution zur verzehrenden Glut entfacht und all sein Denken auf die Weckung und Sammlung der nationalen Kräfte zur Abschüttelung der Fremdherrschaft konzentrierte — also daß auch seine innere Reform des preußischen Staates nur als Mittel zu diesem Zweck gewürdigt werden dürfe. Die Andern aber feiern in ihm den Mann, der auch in Deutschland ein Freiheitsideal vollstreckte, das dem der Revolution ähnlich war, und den ersten Schritt auf der Bahn der Befreiung des Bürgers vom Joch der Feudalität und des Absolutismus getan und das Recht der Untertanen auf Mitbestimmung des Staats begründet hat. Die Einen werden den Nachdruck darauf legen, daß er, Preuße aus Wahl und Diener des Staates Friedrichs aus eignem Entschluß, in der Konsolidierung dieser jüngsten nordostdeutschen Großmacht das Mittel zur Befreiung Europas und zur Einigung Deutschlands erkannte, also Vorläufer des Bismarckschen Reiches war. Die Andern erinnern daran, daß er nur ein Vaterland kannte, nämlich Deutschland, und daß er etwas Aehnliches wie die Wiederaufrichtung des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, sogar unter einem habsburgischer Kaiser, erstrebte. Und es wäre leicht, die Reihe der gegensätzlichen Betrachtungsweisen noch zu vermehren. So muß er sehr verschiedenen Tendenzen der Gegenwart Eideshelfer sein, und ich möchte fast sagen, diese tendenziöse Benützung von Steins Andenken hat auch manchem echten Verehrer Steins die Teilnahme an den Steinfeiern verleidet.

Da kommt nun dies schöne Buch wie gerufen, um die Betrachtung auf eine gänzlich tendenzfreie Höhe zu heben und aus intimer Versenkung in sein Wesen, wie aus der Sache selbst ein Bild von ihm zu entwerfen, das, von keiner Fragestellung der Gegenwart aus verzerrt, ihn in die Nachbarschaft Goethes stellt und ihn von dorther begreift. Er sieht die Verwandtschaft mit Goethe kurz gesagt in dessen Zusammenbindung von großem Gedanken und reinem Herzen zum Ideal des Menschentums, von Klarheit und Wärme, von Geistigkeit und Lebenswirklichkeit, von „Diastole" und „Systole" im geregelten Rhythmus, von Fähigkeit zur Hingabe an das Nahe, Enge, Bluthafte, an Freude und Leid der einfachen Menschenkinder und zur umfassendsten und weltumspannenden Idee zugleich. Er nennt die Polarität zwischen der Bewegung zur Weite und der zur Nähe, wo sie in einem Menschen zur Harmonie und zum Einklang gelangt: die Einfalt. Und: „Dies dem Wirklichkeitsmenschen Goethe so innig wichtige Doppelgesetz alles Lebens in seiner grundlegenden Bedeutung für das Leben der Völker und Staaten, zunächst seines preußisch-deutschen Volkes und Staates, überwältigend zu erfahren und zu erweisen, scheint uns der weltgeschichtliche Beruf des Freiherrn vom Stein." — Man wird schon hieraus sehen, aus welcher Tiefe heraus Steins Werk gesehen wird, und ich meine, dieser Hinweis auf den Standort des Betrachters sollte genügen, dem Buche willige und dankbare Leser zuzuführen. Es stellt Stein in eine unmittelbare Beziehung zu den Lebensproblemen selbst, zu der Frage nach der gesunden Ordnung zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen, dem Bauernhof und der Volkswirtschaft, der Heimat und dem Vaterland, dem Volk und der Menschheit und schließlich auch zwischen Himmelsbürgerschaft und Erdentreue, — und es zeigt an einem nicht erdachten, sondern geschichtlichen Beispiel, daß es möglich ist, die Enge und die Weite zu verbinden, und daß es nicht das Los des Menschen zu sein

braucht, zwischen unheilbaren Widersprüchen hin und her gerissen zu werden. Freilich wird eine solche Verbindung zur Wirklichkeit nicht gelingen können ohne „Gottverbundenheit".

Erich Foerster

Was sagt uns der Freiherr vom Stein 100 Jahre nach seinem Tode? Von Prof. Generalsuperintendent i. R. Karl Klingemann. Volksschriften des Ev. Bundes, H. 34. Berlin 1931. 24 S. 40 Pf.

Auch diese Schrift sucht Stein zugleich als Konservativen und als Mann des Neuen zu würdigen und zeichnet ein ansprechendes Bild des adligen Mannes, des Beamten, des gläubigen Christen und charaktervollen Ethikers, zuletzt des Freundes. E F

Gottfried Keller. Ein Bildnis. Von Dr. Thomas Roffler. Mit einem Titelbild. Frauenfeld. Leipzig, Huber u. Co. 1931. 222 S. Geb. 6 M.

Dr. Thomas Roffler, der frühverstorbene Kantonschulprofessor in Winterthur, erzählt in diesem Werk von der Problematik der Dichtung und Kunst, vom Schöpferischen und vom Wesen des Menschen überhaupt, von seinem Leid und seinen innersten Freuden, seinem Ringen und Versagen — und indem der meisterhafte Stilist, Sprachformer und Philosoph in eben dieser seiner Weise vom vielfältigen Leben spricht, kristallisiert sich die Gestalt Gottfried Kellers heraus, der geistige Mensch, dessen menschliche Schwächen nicht weniger durchleuchtet waren von Seele und Geist und Genialität, wie die ursprüngliche Güte seiner Natur . . . Roffler ist alles andere als Literat; man erlebt es in dem Buche, wie sein eigenes Sehnen und Suchen allen Darstellungen Voraussetzung ist; — und wenn es dieses schon ist, was ihm gleich zu Anfang unsere Sympathie sichert, dann aber nicht minder das Grundgefühl und die Grunderkenntnis, die sich mit einem Satze seines Vorwortes nicht besser kennzeichnen lassen: „Und so erblüht vielleicht aus Kellers Werk das Schönste, das ihm an Wirkung konnte beschieden sein: die Einigung der schlichten und der gebildeten Leser zu einem Volk, das mit den gleichen Rechten heiteren Genusses und denselben Pflichten bildsamer Empfänglichkeit vor die lautere Schönheit treten darf."

Erich Bockemühl

Tannenbergbund und evangelische Kirche. Von Pfarrer Roth. Volksschriften des Evangelischen Bundes Heft 36. 36 S. 50 Pf. (Parteipreise.)

Dies ist das von Vielen schon ersehnte Heft, das wir im Kampf gegen den Tannenbergbund brauchen, sei es für die Hand des Pfarrers oder zur Verteilung an die vom Tannenbergbund Beeindruckten. Aus einer guten Kenntnis des gegnerischen Schrifttums heraus stellt es die entscheidenden Punkte klar und knapp ans Licht und bringt treffend und überzeugend die Widerlegung. Es schildert, was der Tannenbergbund unter „deutschem Gottglauben" versteht und wie er nicht nur gegen die evangelische Kirche, sondern gegen das evangelische Christentum kämpft, trotz mancher Uebereinstimmung, die festzustellen ist. Es übt eine sachliche, aber grade darum scharfe Kritik an dem neuesten Werk von Mathilde Ludendorff „Erlösung von Jesu Christo" und prüft besonders die äußerlich und agitatorisch wirkungsvollste Behauptung dieses Buches von dem angeblichen „Abgeschriebensein" der Evangelien aus indischen Quellen nach: mit einem vernichtenden Ergebnis für die laienhafte Unzulänglichkeit und Dreistigkeit der Frau Ludendorff! Es beleuchtet aber auch sehr gut die seltsame Auslegungskunst, die Frau Ludendorff den Evangelien gegenüber anzuwenden beliebt. Ein Kapitel „Christentum, Deutschtum und christliche Weltreligion" schließt das inhaltreiche Heft, dem ein gutes Literaturverzeichnis angefügt ist.

Werner de Boor

Die diesjährige Generalsynode der Brüderkirche

1. Die Angelegenheiten der Brüder-Unität

Die Brüdergemeine hielt im Juni d. J. eine Generalsynode ab. Tagungen einer solchen fanden früher alle zehn Jahre statt, einmal auch schon nach einem Lustrum wieder. Denn, ist die Brüdergemeine auch ein kleiner Kirchenkörper — zählt man zu den 60 000 Heimatmitgliedern noch die 140 000 Missionschristen und etwa auch die 200 000 durch die Gemeinschaftspflege mit Herrnhut Verbundenen hinzu, so kommen immer erst 400 000 Menschen zusammen —, so ergibt sich doch aus der weltweiten Zerstreuung der Mitglieder dieser Kirche die Notwendigkeit, möglichst oft Aussprachen herbeizuführen, damit die Grundsätze der Arbeit immer wieder revidiert werden und der Betrieb unter Kontrolle bleibt.

Diesmal nun waren nicht weniger als 17 Jahre seit der letzten Tagung, die im Sommer 1914 stattgefunden hatte, vergangen. Was alles lag zwischen diesen zwei Zusammenkünften! Gleich nach dem Krieg hatte man die Verbindung zwischen den verschiedenen Teilen der Brüder-Unität, dem europäisch-festländischen, dem großbritannischen und den beiden amerikanischen wieder aufgenommen. Auf neutralem Boden, in der holländischen Brüdergemeine Zeist, kamen 1919 einige Vertreter der genannten Unitätsprovinzen zusammen — wohl die erste Annäherung von Kirchenvertretern nach dem Krieg —; das Jahr 1922 brachte eine sogenannte Unitätskonferenz, eine Generalsynode im Kleinen, auf der Fragen behandelt wurden, die in den Bereich einer Generalsynode gehören; im Jahre 1929 zeigte sich die Möglichkeit für eine Synodaltagung, und 1931 wurde sie nun Wirklichkeit.

Und was hat sie uns gebracht? Wir glauben wohl, daß Manchem ein wenig bange vor ihr war. Man fragte sich: Werden wir uns verstehen? Ist die Mentalität der Angelsachsen, ihre ganze Gedankenwelt, ihre Beurteilung von Menschen und Handlungen nicht oft diametral verschieden von der unseren? Waren sie nicht von einer Presse beeinflußt, die ihr Blickfeld trübte und während der Kriegs- und Nachkriegsjahre absichtlich getrübt hat? Und doch: war nicht schon die Wahl des Ortes der Synodaltagung ein Bekenntnis der Treue zur Vergangenheit: Herrnhut, das deutsche Herrnhut war wieder zur Aufnahme der Vertreter der Brüder-Unität aus aller Welt bestimmt worden.

Zwar der Raum, in dem die Synoden seit dem Jahre 1789 getagt hatten, der schmucke Saal, konnte die Synodalen von 1931 nicht mehr aufnehmen. Die Feuersbrunst des August 1921 hatte ihn, in jenem großen Häuserkomplex, der vernichtet wurde, mit zerstört. War das ein Sinnbild dessen, daß zwischen 1914 und 1931 eine Zeit lag, die viele Werte vernichtet hatte? Und was erlebten wir? In den fast vier Wochen, in denen die Synode tagte, ist auch nicht ein Mißton gehört und gespürt worden. Die Engländer, die Amerikaner, Deutsche, Holländer, Schweden, Schweizer, die Vertreter der Missionsfelder, sie verstanden sich vom ersten Augenblick an.

Als ein starker Erfolg muß es gebucht werden, daß mehrfach konstatiert werden konnte: Die Unität steht fester als je. War das nicht ein Gottesgeschenk, eine Gabe von oben? Nicht weniger als 13 Synodalen aus England und Amerika hatten ihre Gattinnen mitgebracht. Als Synodalen der Generalsynode haben wir noch keine Frauen — nur in der Synode der Deutschen Brüderunität haben bereits Frauen Sitz und Stimme. Aber diese Frauen von Uebersee haben den Sitzungen beigewohnt, soweit sie nur irgend der Oeffentlichkeit zugänglich waren, und hatten den tiefempfundenen Eindruck, daß hier unter der Nähe Gottes und im Sinne Jesu Christi geredet, gestimmt, gehandelt wurde. Eine äußerte: „Wir warteten geradezu auf eine sichtbare Geistausgießung, bis wir eben diese Einigkeit des Geistes als solche verstanden." Ja Gott hat der Brüdergemeine erhebende Stunden geschenkt. Diese Erneuerung des Bekenntnisses zur Unität war eine Gott geweihte Besiegelung der Aufgabe, die die Brüdergemeine in der Christenheit und Heidenwelt noch immer erfüllen darf und soll. — Von innerem Wert war auch der äußere Umstand, daß die Amerikaner ihre Reise zur Synode selbst, von ihrer Kirche aus, bezahlten, da die Zinsen des „Generalsynodalfonds" nach dem, was die Inflation auch über ihn gebracht hat, zur Deckung all der Reisekosten nicht ausgereicht hätte.

Diese Einigkeit im Geist soll sich weiter betätigen in wahrer Bruderliebe und in gemeinsamer Arbeit.

Zu dieser gemeinsamen Arbeit gehört vor allem das Miteinanderbauen am Werke des Reiches Gottes 1. auf dem Gebiet der Heidenmission, 2. in der Evangelisationstätigkeit in Böhmen und Mähren, 3. in der Aussätzigenpflege in Jerusalem.

Diese drei Werke werden finanziell von allen Unitäts-Teilen getragen.

1. Das Heidenmissionswerk untersteht infolge der durch den Krieg geschaffenen Lage nicht mehr der einheitlichen Leitung von Herrnhut aus, sondern diese wird auch von London, Bethlehem in Pennsylvanien und Zeist

in Holland ausgeübt. Herrnhut versorgt die beiden südafrikanischen Felder und das Nyassagebiet, die Behörde der englischen Brüdergemeine die Missionen in Labrador und Westindien, die ja beide schon zu einem gewissen Abschluß gelangt sind, sowie Ungamnesi in Ostafrika, West-Tibet und das kleine britische Guayana; von Bethlehem, d. h. von der Behörde der amerikanischen Brüdergemeine aus wird verwaltet die Mission in Alaska und Mittelamerika sowie das kleine Kalifornien, während die Brüdergemeine Zeist in Holland das große Werk in der holländischen Kolonie Suriname im Norden Südamerikas betreut. — Diese Teilung der Leitung des an sich noch immer als gemeinsames Unitätswerk geltenden Missionswerks war während des Krieges nötig geworden, da die Verbindung Herrnhuts mit den Missionsfeldern unterbunden war, von einer Leitung also keine Rede sein konnte. Nun haben die überseeischen Unitätsgebiete gebeten, daß es bei dieser Teilung der Leitung bleiben möchte, da es für sie von bedeutsamem Vorteil sei, wenn ihre Mitglieder für einzelne Missionsfelder unmittelbar sorgen könnten, anstatt wie früher nur Geld nach Herrnhut zu schicken, damit dies von dort her ausgegeben würde. Infolge der Anteilnahme an der Leitung waren in England und Amerika die Gaben gewachsen und das Interesse erstarkt. Das leuchtete ein. So bestätigte die Synode den durch den Krieg geschaffenen status quo.

Der Unitätsgedanke zeigte sich auch sehr praktisch. Die einzelnen Unitätsprovinzen versprachen sich gegenseitige Hilfe: Die Deutsche Brüdergemeine kann mit Männern helfen, die anderen Unitätsteile mit Mitteln. Diese werden sich nun auch voll beteiligen an den Zahlungen für die Ruhegehälter und Kindererziehungskosten an die vor dem Krieg von der Gesamtleitung der Mission berufenen Missionare. So tragen wir alle gemeinsam an dieser Ehrenschuld.

Eine Gesamtmissionsdirektion erschien nach der erwähnten Leitungsteilung in Zukunft nicht mehr nötig. Aber eine Spitzenorganisation schuf man doch noch in der Wahl eines „Unitäts-Missionsausschusses", der über den Grundsätzen des Missionsbetriebs und diesen selbst wacht. — Auch über das Geldwesen, sofern es die Gesamtmission angeht, ist noch Beschluß gefaßt worden. Es war einer „Missionsanstalt" als der Rechtsträgerin dieses Besitzes unterstellt. Diese bleibt bis zur Auflösung bzw. Aufteilung dieses Besitzes bestehen. Im übrigen verwalten die Behörden der einzelnen Unitätsgebiete die Gelder der ihnen unterstellten Felder, bzw. führen ihr eigenes Rechnungswesen.

Aber das Missionswerk der Brüdergemeine bleibt Sache der Gesamt-Brüderkirche, und auf jeder weiteren Generalsynode ist von jeder Leitungsbehörde Bericht über die ihnen anvertrauten Felder zu erstatten.

2. Auch das Evangelisationswerk, das die Gesamtbrüderkirche im Lande der Väter Herrnhuts, in Böhmen und Mähren treibt, untersteht der Generalsynode. Diese wählte wie bisher eine Direktion, das Böhmisch-Mährische Komitee genannt, das in Herrnhut seinen Sitz hat. Aber in Zukunft soll der sog. „Enge Rat", die Lokalbehörde des Werks in Böhmen, mehr Selbständigkeit erhalten.

3. Die Aussätzigenpflege in Jerusalem bleibt ebenfalls Arbeit der Gesamtbrüderkirche und untersteht der Generalsynode. Diese wählt eine Direktion, die in der Zeit zwischen zwei Generalsynoden die Leitung ausübt. Sie fällt für die nächste Zeit mit der Missionsdirektion der britischen Brüdergemeine zusammen, da diese seit dem Krieg diese Funktion schon ausgeübt hat und Palästina zur Zeit englisches Mandatsgebiet ist. Die Oberin für das Aussätzigenasyl in Jerusalem und die pflegenden Schwestern stellt wie bisher das Diakonissenhaus Emmaus in Niesky in der Oberlausitz.

Die nächste Tagung der Generalsynode soll in sechs Jahren stattfinden, vielleicht auch etwas später.

2. Die kirchlichen Einheitsbestrebungen

Daß die Brüdergemeine von jeher an den kirchlichen Einheitsbestrebungen teilgenommen hat, ist bekannt. Sie entsandte ihre Vertreter nach Stockholm und Genf. Ihr Bischof Jensen ist Vorsitzender des deutschen Zweigs der Freundschaftsarbeit der Kirchen. So war es nur natürlich, daß auch auf der Generalsynode der Brüderkirche von diesen Einigungsbestrebungen die Rede war.

Zunächst wurde der Antrag eines englischen Abgeordneten zum Beschluß erhoben, an die Staats-Leitungen der Länder, in denen sich Brüdergemeinen finden, eine Zuschrift zu richten, in der zum Ausdruck gebracht wird: die Zusicherung unserer Treue zum Vaterland sowie unsre Fürbitte für den Frieden und das Heil der Völker und für das Kommen des Reiches Gottes. In Betracht kommen das Deutsche Reich, die Tschechoslowakei, die Schweiz, Holland, Dänemark, Schweden, Polen, Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Angenommen wurde ferner der Antrag eines Schweizer Abgeordneten folgenden Inhalts:

1. Die brüderliche Verbundenheit unserer Unität als einer Kirche, die sich über die Grenzen der Länder und Nationen hinweg erstreckt, ist uns aufs neue ein Gegenstand dankbarer Freude geworden. Wir haben die Gaben und Aufgaben nicht vergessen, die wir als Angehörige der verschiedenen Völker haben, aber in der Liebe Christi haben wir Gemeinschaft gefunden.

2. Wir sind mehr als je davon überzeugt, daß es eine dringende Aufgabe der christlichen Kirche ist, die verbindende Macht der Liebe Christi zu bezeugen und wirklich alles zu unterstützen, was zu einem dauerhaften Frieden der Völker dienen kann.

3. Insbesondere bitten wir alle unsere Gemeinen, den Bestrebungen auf Einführung eines Friedenssonntags in allen Kirchen der Welt nach Möglichkeit zur Verwirklichung zu helfen.

Im Blick auf die gegenwärtigen Einheitsbestrebungen der Kirche legte die Generalsynode ihre Stellung in folgenden Sätzen fest:

1. Die Generalsynode der Brüderkirche spricht ihre herzliche Anteilnahme an den christlichen Einheitsbestrebungen aus und wünscht, daß all unsere Gemeinen und Einzelmitglieder bestrebt sind, die Einheit, die Christen in Christus haben, auf jede Weise zu verwirklichen und der Welt vorzuleben.

2. Wir sehen jede geordnete Gemeinschaft, die sich auf den Glauben an Jesus Christus als Herrn und Heiland gründet, als einen Teil der sichtbaren Kirche an, mögen Verfassung und gottesdienstliche Formen auch sehr verschieden sein.

In der Verschiedenheit der Kirchen sehen wir einen Beweis der herablassenden Liebe des Weltheilands, der sich jeder Rasse und Volksart, ja jeder Gemütsart anpaßt, um so allen Menschen die eine Hauptsache, seine erbarmende Sünderliebe, nahe zu bringen.

Christus lebt im Ganzen seiner Kirche, und keine einzelne Kirchengemeinschaft besitzt die Wahrheit ganz. Aber jede Kirche hat ein besonderes Kleinod der Erkenntnis, des Glaubens oder des Lebens empfangen, und Christus „wandert mit dem Leuchter" unter den Kirchen und zündet bald hier, bald da ein besonderes Licht an.

3. Wir treten für einen möglichst weitgehenden Austausch und gegenseitigen Dienst der verschiedenen Kirchen ein.

Die Möglichkeit eines Austausches ist für uns gegeben in der zentralen Auffassung der Religion, die Zinzendorf einmal so ausgedrückt hat:

„Die große Wahrheit: Der Schöpfer ist Mensch geworden und aus Liebe für uns gestorben — das ist alles und wendet sich unmittelbar ans Herz."

Wo man in diesem Zentrum des Handelns Gottes mit den Menschen eins ist, besteht trotz Verschiedenheiten eine Grundlage für einen fruchtbaren Austausch.

4. Wir wünschten gern Fortschritte auf dem Weg zu engerer Verbindung zwischen den jetzt noch getrennten christlichen Gemeinschaften. Wir glauben, daß dazu als erster Schritt gegenseitige Anerkennung gehört, wenn auch Form und Umfang der gottesdienstlichen Gemeinschaft je nach Umständen wechseln mögen. Unter gegenseitiger Anerkennung verstehen wir nicht, daß der eine Teil die Lehrsätze und Gebräuche des anderen annimmt, sondern daß jeder Teil den anderen als einen Zweig der christlichen Kirche ansieht und seine ordnungsmäßig berufenen Geistlichen und anderen Diener mit ihrem Dienst als Diener Christi in vollem Sinne anerkennt.

Unter gottesdienstlicher Gemeinschaft verstehen wir, daß das Abendmahl und andere Gottesdienste gemeinsam veranstaltet werden und daß die Geistlichen der einen Gruppe berechtigt sind, in den Kirchen und für die Mitglieder einer anderen Gemeinschaft in gültiger Weise die Abendmahlsfeier und andere Gottesdienste zu leiten.

5. Heute ist es notwendiger als je, jede unwürdige „Konkurrenz" der Kirchen zu vermeiden und eine gemeinsame Front der an Christus Glaubenden gegen die Front des Unglaubens zu bilden.

6. Wir glauben an eine noch tiefere, wesentliche Einheit der Kirche Christi, die durch Christus selbst geschaffen worden ist und durch seinen Geist lebendig gehalten wird.

Der Glaube an diese wesentliche Einheit der Kirche Christi, der unter den Jüngern und Jüngerinnen Jesu in allen Kirchengemeinschaften lebt, ist der Grund, aus dem alle Bestrebungen, die gegenwärtigen Trennungen zu überwinden, erwachsen und ihre Lebenskraft erhalten.

Wir stellen uns auf die Verheißung unsers Herrn, daß „eine Herde und ein Hirte werden wird", und erwarten im Glauben die vollkommene Verwirklichung der Einheit seiner Kirche.

Herrnhut Theodor Bechler

Greuel in Tripolis

Bericht über die Zerstörungs- und Vernichtungspolitik Italiens in Tripolis

Überreicht in der großen Versammlung des Vereins **Young-Men-Mohammedan-Society** (Verein Mohammedanischer Junger Männer), unterzeichnet von hochgestellten Persönlichkeiten Ägyptens, zwecks Unterbreitung beim Völkerbund und zur Veröffentlichung in der mohammedanischen Welt

Ägypten hat eine Nachricht erhalten, deren Schmerzlichkeit die Humanität nicht schweigend hinnehmen kann: Hunderte von Menschen — Männer, Frauen, Kinder und Greise, durch den Druck der Gewaltherrschaft gezwungen, ihre Heimat zu verlassen, sind unter den Strapazen des Marsches in der Wüste zusammengebrochen. Ohne die Menschlichkeit des Hauptmannes der ägyptischen Oasen, der mit seinen Soldaten auszog, die Bedauernswerten zu suchen, bis er sie schließlich fand und rettete, wären sie vor Hunger und Durst in der versengenden Glut der Wüste elend umgekommen. — Das ist das erschütternde Schicksal unserer tripolitanischen Freunde, die durch verzweifelte Flucht den unerträglich gewordenen Grausamkeiten der italienischen Herrschaft zu entrinnen suchen.

Noch hatte sich unser Schmerz und unsere Erregung über die unmenschlichen Zustände auf dem Lande nicht gelegt, da traf uns in Salleum eine neue, noch schrecklichere Hiobspost — diesmal von den Wogen des Meeres zu uns getragen: 14 Leichen dieser unglücklichen Tripolitaner waren an unsere ägyptische Küste angeschwemmt worden, alle mit einer einzigen Kette gefesselt!

Weiter erreichte uns die Nachricht, daß über dem Dorf Al-Kafra, dessen Einwohner ihrer friedlichen Beschäftigung nachgingen und deren Leben der Verehrung Gottes geweiht war, plötzlich eine Abteilung italienischer Flugzeuge erschien und das ahnungslose Dorf mit Bomben bewarf. Nachdem die Flieger ihr Zerstörungswerk beendet hatten, drangen Soldaten in Al-Kafra ein, um den Rest der Einwohner niederzumachen. Sie schreckten nicht davor zurück, in die Häuser einzudringen, wehrlose Frauen zu vergewaltigen, Geld und Habe der Gefallenen an sich zu reißen und — die Feder sträubt sich, diese Schreckenstat niederzuschreiben — in sinnloser Wut stürzten sie sich auf schwangere Frauen und schnitten ihnen mit Messern die Frucht aus dem Leibe. — Unzählige Einwohner wurden bei diesem barbarischen Gemetzel niedergemacht, wir nennen nur die Namen einiger der bekanntesten: die Scheichs Abu Schenna, sein Neffe Omar, Hamed El-Hamma, Abd Elsalam Abu Sarwil, Mohamed Elmanschuf, Ali3bn Hesein, Mohamed El Arabi, Mohamed Abu Siggada, Ahmed Elfandi und Scheich Khalifa Eldallaiah.

Nun begaben sich die einflußreichsten Scheichs von den überlebenden Al-Kafra's zu dem mächtigen General der Truppen und baten, er möge dem Gemetzel Einhalt gebieten — er aber gab unverzüglich Befehl, sie zu töten. Und vor seinen Augen wurden die ehrwürdigen Greise wie Tiere hingeschlachtet.

Doch noch nicht genug der Greuel!

Von Barka kam uns aus sicherer Quelle zu Ohren, daß dort Italiener neue, unerhörte Grausamkeiten ersonnen hatten. Scheich Saad, aus der Familie der Alfawaiid, war zusammen mit 15 anderen Arabern ergriffen worden; die Gefangenen wurden in Flugzeuge geschleppt, und als diese hoch über der Erde schwebten, stürzte man einen um den anderen in die Tiefe. So wurden diese unschuldigen Menschen einem Tode ausgeliefert, dessen Entsetzlichkeit jedem Völkerrecht ins Gesicht schlägt.

Doch immer noch nicht genug!

In Al-Gabal Al Akhzar verjagten die Italiener die Einwohner aus ihrer Heimat — nicht weniger als 80 000 Araber — und trieben sie in die Wüste Sarat Elkahila. Nach dieser „Heldentat" ließen sie durch ihre Konsuln in Argentinien kundgeben, daß die Regierung von Tripolis Fruchtland vergebe an alle Italiener, die dorthin übersiedeln wollten. Der Umfang dieses auf gewaltsame Weise annektierten Gebietes beträgt ungefähr 200 000 Hektar. Noch jetzt macht die italienische Regierung eifrig Propaganda und fordert ihre Staatsangehörigen auf, dieses geraubte Land zu kolonisieren.

Die unglücklichen Bewohner von Al Gabal Al Akhzar waren bei ihrer erzwungenen Auswanderung dem Hungertode nahe; da verteilte die italienische Regierung pro Familie 2 Francs täglich, eine Summe, mit der sie sich elend durchschlugen — wenn man bedenkt, daß eine arabische Familie im Durchschnitt 10 bis 12 Köpfe zählt.

Während des Marsches durch die Wüste Sahara Sarat war es nicht selten, daß einer die Strapazen nicht länger ertragen konnte und zusammenbrach. Was taten nun die italienischen Soldaten mit diesem Unglücklichen? Man schoß ihn erbarmungslos nieder und ließ den Toten am Wege liegen.

Weiterhin sammelten die Italiener die Kinder der Eingeborenen vom 3. bis zum 14. Jahre, rissen sie unerbittlich aus den Armen ihrer Mütter und Väter, um sie nach Italien zu schicken — angeblich zu ihrer Schulung.

Auch die Männer vom 15. bis zum 40. Jahre wurden ausgehoben, man zwang sie, in das italienische Heer einzutreten und verwendete sie zum Kampf gegen ihre eigenen Familien und ihr Heimatland!

In ihrer Verachtung gegen den Islam gingen sie so weit, daß sie skrupellos die heiligsten Gefühle der Bevölkerung verletzend, zuerst christliche Missionare ins Land schickten, wie man sie jetzt unter den Eingeborenen finden kann. Dann wurden die Geistlichen durch strengen Befehl gezwungen, in der Moschee von der Kanzel herab für den italienischen König zu beten!

Öfters geschah es auch, daß die Regierung den einen oder anderen begnadigte und ihm Frieden zusicherte — aber wenn dann ein solcher Begnadigter in ihre Hände fiel, wurde er doch schonungslos hingerichtet.

Von denen, die auf diese Weise ums Leben kamen, seien folgende genannt: die Scheichs Obeida El-Sarmani, Ahmed El Pascha, Ibrahim Ibn Obada, El Hadi Kaabar und sein Sohn Mohamed Kaabar, Ahmed El Higawi, Al El Scheeikh, Abd El Salam Ibn Amer, Mohamed El-Toriky, Scharaf Eldin Alimamy, Ahmed Ibn Hasan, Omar El-Orany, Mohamed Abd El-Asl und ein 90jähriger Greis mit seiner Frau, namens Salih E-Awamy.

Die Seelen dieser Opfer einer unmenschlichen Grausamkeit rufen laut um Hilfe zur Humanität und vor allem zum Völkerbund, damit er die Rolle der Gerechtigkeit übernehme und dieser Barbarei ein Ende mache, die Italien in dem unglücklichen Tripolis ausübt — damit wenigstens der überlebende Rest gerettet werde!

Die mohammedanische Welt betrachtet das, was in Tripolis geschehen ist, als Grausamkeit, die jeden einzelnen Moslem traf, gleich welcher Rasse oder Nation er angehört, und in diesem Sinne vereinigt die gesamte mohammedanische Welt ihren Schrei mit dem Schrei ihrer Brüder im Islam und ersucht die europäischen Regierungen, sich beim Völkerbund einzufinden, um diesen Greueln und Roheiten Einhalt zu gebieten!

(Es folgen Hunderte von Unterschriften bedeutender Persönlichkeiten, von denen wir nur drei der bemerkenswertesten herausgreifen: Seine Hoheit Prinz von Ägypten, Omar Tussun; der frühere Gesandte der türkischen Regierung in der Schweiz, Fouad Selim Al-Higazi; der Chef des „Tribunal of Appeal" (Oberster Gerichtshof) in Palästina, Khalil El-Khaldi.)

Im Anschluß an diesen Artikel stellen wir die Frage an Seine Exzellenz von Mussolini:

„Haben Sie Ihre Armee mit den modernsten Kriegsausrüstungen versehen, die starke Flotte und die ungeheure Luftflotte gebaut, um solche schwache, wehrlose Völker zu besiegen?"

Eine weitere Frage an Seine Heiligkeit den Papst:

„Wie können Sie der Stellvertreter Gottes auf Erden sein, wenn Sie solche unmenschliche Barbarei von einem Volke zulassen, in dessen Land Sie der Hüter der Moral und Religion sind?"

Und eine dritte Frage an die Völker Europas:

„Ist das die ‚Zivilisation', die Sie in die Länder des Orients zu tragen gedenken??"

Mohammed Sayed Abd El Asl
Frau Saffiyah Gohl
Omar Rolf Ehrenfels (Schloß Lichtenau bei Krems a. D.)

Im Dienst der Nächstenliebe gefallen

Missionsarzt Dr. Haensel in Tsingtau tödlich verunglückt

Der Leiter der ärztlichen Station der Ostasien-Mission in Tsingtau, Chefarzt Dr. Haensel, hat sich am 21. Juli im Laboratorium unseres Wunsch-Krankenhauses durch feuerfangenden Aether verbrannt und ist am nächsten Morgen an den Brandwunden verstorben. Drei deutsche Aerzte bemühten sich vergebens um die Rettung des erst 31jährigen. Pfarrer Dr. Seufert hielt zwei Tage später die Leichenfeier unter dem Motto von Psalm 39. Die junge Witwe mit den zwei kleinen Kindern kehrt demnächst in ihre Heimat nach Regensburg zurück.

Das sind die nüchternen Tatsachen, die ein unaussprechliches Leid bergen für die Angehörigen und einen unabsehbaren schweren Verlust für unsere ärztliche Mission in China.

Der begabte, tüchtige und vielversprechende junge Missionsarzt ging im Januar 1928 nach Tsining in der Provinz Schantung, wo er unsere ärztliche Station übernahm und durch Krankenhaus, Arztwohnung und Schwesternwohnung erweiterte, und in den Entscheidungskämpfen zwischen den Nord- und Südtruppen in der größten Gefahrzone mutig durchhielt. Im April des Jahres 1931 übernahm er dann in Tsingtau die Leitung unseres Wunsch-Krankenhauses und zweier angegliederter Polikliniken und leitete hier unsere zweite ärztliche Station zusammen mit einem chinesischen Assistenzarzt und einer Schweizer Schwester. Da wurde er mitten aus der Durchführung zweier Lieblingspläne, die ihm schon bewilligt waren, abberufen. Er hatte unserer ärztlichen Station eine Pflegerinnen- und Hebammenschule angliedern wollen und dazu die Vorarbeiten durch Uebersetzen eines Lehrbuches schon in Angriff genommen. Wie nötig eine solche Arbeit bei dem Kurpfuschertum Chinas auf diesem Gebiete ist, hat er uns in seinen Briefen wiederholt geschildert. Ich erinnere nur an die entsetzlichen Quälereien durch das staatlich nicht kontrollierte Hebammenwesen, die er im Hause einer vornehmen chinesischen Familie erlebte: „Im Nebenzimmer kniete vor dem Hausaltar ein altes Weib und rief den an der Gebärenden beschäftigten Frauen Befehle zu, ohne diese Szene überhaupt zu sehen: Reißt sie am Zopf! Sofort riß ein Weib in unbarmherziger Weise am Zopf. Faßt sie an die Gurgel! Sofort knetete ein anderes Weib am Halse herum. Brüllt ihr ins Ohr! Sofort brüllte ihr ein drittes Weib ins Ohr. Alle schrien gleichzeitig: Tochter, kehre zurück! dies wohl hundertmal hintereinander." Oder jener andere Fall, wo er nach der Entbindung mit ansehen mußte, wie die weise Frau mit Eßstäben die Nabelschnur an der scharfen Kante des gemauerten Bettes durchrubbelte. Das weist uns erneut darauf hin, welche Wichtigkeit gerade eine Pflegerinnen- und Hebammenschule in China hat.

Sein anderer Lieblingsplan, der auch schon von der Heimat bewilligt war, war der, ein Lungensanatorium auf unserem geräumigen Grundstück in Tsingtau zu eröffnen. Schon vorher hatte Dr. Haensel ein Angebot der von der angelsächsischen Mission errichteten Universität in Tsinanfu, sich als Professor für Tuberkulose niederzulassen, abgelehnt. Er blieb also unserer Arbeit treu und wollte theoretisch und praktisch in unserem Wunsch-Krankenhaus dieser Aufgabe nähertreten. Er hat noch unmittelbar vor seinem Unfall eine erste Arbeit über „Tuberkulosebehandlung in China" eingeschickt, die in unserem Blatt für ärztliche Mission veröffentlicht werden wird.

Unerforschlicherweise wurde er von der Durchführung dieser seiner Pläne abberufen. Die Ostasien-Mission fühlt sich verpflichtet, dieses von ihm begonnene Werk fortzusetzen, einmal zur allgemeinen Stärkung der deutschsprachlichen ärztlichen Wissenschaft und ihres Einflusses in Ostasien, die unter der Konkurrenz der Amerikaner stark zu leiden hat, und vornehmlich um unseres christlichen Werkes zum Heil Chinas willen. Darum rufen wir alle Freunde in der Heimat und draußen, die sich Dr. Haensel durch seine Persönlichkeit, wie auch besonders durch seine Berichte von draußen erworben hat, zu einer

Dr. Haensel-Spende

zur Fortsetzung des von ihm begonnenen ärztlichen Missionswerkes herzlichst auf. Da Keines von uns in der Lage ist, einen Kranz auf seinem Grabe niederzulegen, so wollen wir ihm in dieser Form ein lebendiges Dankmal errichten an der Stätte seiner Wirksamkeit draußen in Tsingtau, das gewiß seinen Angehörigen wie auch unserer Mission als das wertvollste und wirksamste erscheinen dürfte. Wir erbitten Gaben auf das Postscheckkonto Berlin Nr. 6457 der Ostasien-Mission (Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein) Berlin W 57, Pallasstr. 8/9, mit dem Zusatz „Haensel-Spende".

Berlin Missionsdirektor Pfr. Devaranne

Eine ungewöhnliche Friedensgeste

Aus der Augustnummer von The World Tomorrow

Otway Robinson wird die Welt wohl nicht mehr so umgestalten können, wie er es ersehnt, — denn Otway Robinson ist tot. Aber dieser im Ruhestand lebende englische Marineoffizier hatte seine eigenen — sehr eigenen Gedanken, und hat sie in seinem Testament in die Praxis übertragen. Denn da hat er erklärt: „Da das siegreiche und wohlhabende England durchaus im Stande sei, für seine im Weltkrieg verwundeten Soldaten zu sorgen, so solle sein Nachlaß, im Werte von 35 000 Dollar, der deutschen Regierung zufallen, zur Fürsorge für ihre, im letzten Kriege Verwundeten ..."

Es schien ihm so, als ob etwas internationale Großmut heute vielleicht geeignet sein könne, der guten Sache zu dienen. Und so traf dieser Mann, dem „der letzte Krieg" offenbar etwas bedauerlich erschien, Vorkehrungen, damit, falls seine Erbschaft Deutschland aus irgend einem Grund nicht ausgehändigt werden könne, das Geld dann den durch den Krieg in Südafrika geschädigten Buren übermittelt werden solle —!

Indessen Otway Robinson kann in Frieden ruhen!

Herr Richter Maughan vom Chancery Court hat befunden, daß die Erbschaft in aller Form Rechtens an Deutschland überwiesen werden kann, und die deutsche Regierung hat sie dankbar angenommen und versprochen, daß sie dem beabsichtigten Zwecke zugeführt werden solle. Der britische Richter hat dieser einzig dastehenden und unglaublichen Geschichte die letzte Abrundung gegeben, indem er sich folgendermaßen dazu äußerte:

„Ein Vermächtnis, um ehemals feindlichen Kriegsverletzten zu helfen, ist geeigneter zum zukünftigen Frieden beizutragen, als wenn man kriegerischen Geist in der Welt stärken wollte."

Eine Geste — gewiß! Aber sie ermangelt nicht der Erhabenheit!

(Mitgeteilt von Lili du Bois-Reymond, Osnabrück)

Internationaler Hilfsdienst in Eden

Vom 13.—25 Juli fand in der Siedlung Eden-Oranienburg der zweite Internationale Hilfsdienst in Deutschland statt. Die Vorbereitung und Durchführung lag in den Händen des Freideutschen Werkbundes und der Gemeinnützigen Obstbausiedlung Eden e. G. m. b. H. Es waren ernste, arbeitsfähige Menschen jeder Richtung zur Teilnahme aufgerufen, denen der Glaube an ein kommendes Friedensreich aller Völker lebendigste Ueberzeugung ist. Die Friedensfreunde konnten in einer Arbeitskundgebung und in 14tägigem Zusammenleben beweisen, daß auf der Grundlage des guten Willens Friede, Freiheit und Brot für Alle Wirklichkeit werden kann, wie im kleinsten Kreise, so im großen. Leider beeinträchtigte die wirtschaftliche und die politische Lage den Besuch. Dennoch wurde der größte Teil der vorgesehenen Arbeit bewältigt: das Alwin-Esser-Freiland wurde unter Zuhilfenahme einer Feldbahn bis auf einen Rest eingeebnet und als Jugendspielgelände hergerichtet. An den Abenden konnten sich die Werkfreunde gemeinsam über wichtige Grundfragen der Friedensarbeit klar werden. In Betonung der internationalen Solidarität mit der arbeitenden Klasse wurde dabei die in Deutschland geforderte Arbeitsdienstpflicht als Etappe zur Wiedereinführung der Heeresdienstpflicht scharf abgelehnt. Der aus der entgegengesetzten Gesinnung erwachsende Internationale Hilfsdienst führt die Kriegsgegner aller Länder zusammen und übernimmt nur solche Hilfsarbeiten, besonders bei Naturkatastrophen, die aus wirtschaftlichen Gründen ohne sein Eingreifen gar nicht ausgeführt werden könnten. Höhepunkte für den Hilfsdienst wurde die Begegnung mit einer kanadischen Duchoborzen-Abordnung, die Eden besuchte, sowie der Vortrag des englischen Kriegsdienstverweigerers Corder Catchpool, des derzeitigen Leiters der Berliner Quäkerzentrale. Am Sonntag zwischen den beiden Werkwochen wurde das gemeinnützige Siedlungswerk in Bärenklau bei Velten besichtigt. Darüber hinaus war durch Besichtigung der Edener Betriebe, durch Besuche in verschiedenen alten Edener Familien und durch Zusammensein mit der Edener Jugend mannigfache Gelegenheit, in den Edener Geist einzudringen und die besonderen Lebensformen Edens genauer kennenzulernen.

Im Sinne eines radikalen Friedenszeugnisses, das auch die Bruderschaft mit den Tieren einschließt, wurden die Werkwochen mit Hilfe der Edener Genossenschaft wiederum vegetarisch durchgeführt. Der Sitte der Jugendbewegung entsprechend, verzichteten die Teilnehmer auch auf Alkohol und Nikotin. Die Werkfreunde waren in der neu ausgebauten Jugendherberge untergebracht. Die Finanzierung der Arbeit wurde vom Freideutschen Werkbund und der Gemeinnützigen Obstbausiedlung Eden gemeinsam durchgeführt. Jener übernahm die Vorbereitung und Werbearbeit, diese die Stellung der Gerätschaften sowie die Unterbringung und Verpflegung der

Werkfreunde. Für die uns von privater Seite für die Arbeit zur Verfügung gestellten Spenden sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

Am 26. Juli schieden die Werkfreunde des Hilfsdienstes mit herzlichem Dank und dem Bewußtsein, für den Frieden eine — wenn auch bescheidene — positive Arbeit geleistet und sich neue Freundschaften erworben zu haben. In allen lebt die Hoffnung, daß auch im nächsten Jahre ein Internationaler Hilfsdienst in Deutschland durchgeführt werden möchte. Anfragen richte man an Erich Mohr, Guben, Heimstättenring 2, Postscheckkonto Erich Mohr, Berlin, 66 329.

Kongreß der YMKA in Groß-Meseritsch, Mähren

Mitte Juli fand in Groß-Meseritsch in Mähren ein Kongreß der tschechischen christlichen Studentenschaft statt. Dieser Kongreß war, im Unterschied zu den Kongressen früherer Jahre, ganz unter konkrete Gesichtspunkte gestellt, und alles, was zwischen den Problemen Demokratie und Mitteleuropa schwingt, sollte dort durchgearbeitet werden. Der Leiter war der Prager Philosophieprofessor Kosak und die meisten Vorträge wurden durch den Brünner führenden Pädagogen Uher und den Verfasser bestritten. Den Höhepunkt erhielt die Tagung durch eine fünfstündige Anwesenheit des Ministers Beneš, der am letzten Tage einen großzügigen zweistündigen Vortrag über die grundsätzliche Haltung der Demokratie und des Humanismus hielt und sodann im Rundgespräch mit den Teilnehmern über die inneren Motive seiner Politik außerordentlich interessante und wertvolle Aufschlüsse gab.

Mit ganz besonderem Ernste wurden die Fragen der Minderheiten erwogen. Es waren Deutschböhmen, Slowaken und Ungarn zugegen, und es zeigte sich, daß die Tschechen auf dem Wege sind, die Uebertreibungen des Nachkriegsnationalismus wieder rückgängig zu machen. Die tschechischen christlichen Studenten haben in voller Offenheit zugegeben, daß besonders gegenüber den Ungarn durchaus noch keine einwandfreie Minderheitenpolitik getrieben werde und daß man ihnen vielfach noch mit kleinlichen Schikanen ihre Kultur-Autonomie schmälern will. So ist die Einfuhr einer Anzahl ungarischer Bücher und Schriften in dem ungarischen Teil der Tschechoslowakei verboten, — eine Maßnahme, die freilich mehr auf dem Papier steht, da man diese Schriften ja nach Prag einführen kann und sie von dort ihren Weg zu den Ungarn finden. Der Hinweis, daß das Land Ungarn seine slowakisch sprechenden „Untertanen" noch viel schlimmer behandele, indem es ihnen nicht einmal die slowakische Schulsprache gestattet, konnte natürlich vor dem christlichen Gewissen die tschechische Praxis nicht rechtfertigen.

Man hat den Eindruck gewonnen, daß viel zur Lösung der Fragen, die immer noch Mitteleuropa erschüttern, beigetragen werden könnte, wenn die christliche Studentenschaft anderer Länder sich ebenso konkret und verantwortlich um die Probleme bemühte.

In den acht Diskussionsgruppen wurden die großen gesellschaftlichen, sozialen und pädagogischen Fragen der Gegenwart untersucht. Ein großer Teil der Mitarbeiter bestand aus Lehrern. Eine glückliche Art, die geistigen und seelischen Motive unserer öffentlichen Lebensgestaltung herauszuarbeiten, verband sich mit einer furchtlosen Behandlung aller großen politischen Richtungen der Gegenwart. Freilich war nicht zu verkennen, daß der Auftrieb, den der junge tschechische Staat durch die Persönlichkeit und politische Philosophie Masaryks erhalten hatte, manchmal zu einer Voreingenommenheit im Sinne der Demokratie und des Humanismus verleitete.

So standen denn die grundsätzlichen Ausführungen des Ministers Beneš für viele Teilnehmer nicht genügend in der großen Problematik der europäischen Dinge. Um so tieferen Eindruck machte es aber, als er in jenem Rundgespräch die Notwendigkeit betonte, die ganz großen Ziele (wie absolute Abrüstung, völlige Gerechtigkeit im Minderheitenwesen) festzuhalten, um dann in der jeweiligen Situation das Mögliche schrittweise erreichen zu können. Auf die Gefahren der neuen Geheimdiplomatie aufmerksam gemacht, sagte er lapidar: „Ich unterschreibe keine Geheimverträge". Alle Verträge seien in der Presse diskutiert worden, natürlich müsse die Mehrheit des Volkes übereinstimmen. Der Sinn der Demokratie sei aber nicht, immer erst die Mehrheit Ja sagen zu lassen, sondern das zu tun, wozu die Mehrheit Ja sagen kann. Besonders bei Handelsverträgen gäbe es im Interesse der Sache Grenzen der Demokratie. In der Diplomatie hundertprozentig zu siegen, sei sehr gefährlich; dann wenden sich nämlich Alle gegen den Sieger.

Diese tschechische YMKA-Konferenz wird ohne Zweifel im gleichen Sinne in den nächsten Jahren ihre Fortsetzung finden. Sie bedeutet einen kleinen Schritt weiter für alle, die religiöses Denken nur noch dann für sinnvoll halten, wenn es sich der Erkenntnis des Chaos der Gegenwart und der Arbeit für seine Ueberwindung nicht entzieht.

Wuppertal-Elberfeld Hans Hartmann

Wöchentliche Chronik

Auf der Weltbundtagung der Christlichen Jungmännervereine wurde mit 203 gegen 2 Stimmen bei 4 Enthaltungen beschlossen: „Die bei einer Vollsitzung der Konferenz der Christlichen Jungmännervereine anwesenden Abgeordneten aus 32 Nationen haben während 4 Tagen gemeinsamer Bruderschaft einen starken Eindruck von den innerlichen Leiden ihrer deutschen Brüder bekommen; sie sind sich zwar bewußt, daß sie nicht zuständig sind, sich mit all den politischen Seiten einer Frage zu befassen, an die sie nur auf Grund ihrer gemeinsamen geistlichen Aufgaben herantreten, aber sie wünschen doch im Geiste solcher internationalen Bruderschaft, wie sie das Vereinswerk durch die Welt hin auszubreiten sucht, nichts gemein zu haben mit der Ungerechtigkeit, einem Volke oder einer Gruppe von Völkern allein die ausschließliche Verantwortung von dem Weltkrieg beizumessen." Die deutsche Delegation hat sich aus Gründen des Taktes an der Abstimmung nicht beteiligt.

Der Gesamtverband der Evangelischen Arbeiterverbände Deutschlands erhebt in einem Brief über die Katastrophe der Devaheim schwere Vorwürfe gegen den Zentralausschuß für Innere Mission, der die belasteten Personen gehalten habe, auch als der Zusammenbruch des Bausparkonzerns offensichtlich gewesen sei. Auf ihm ruhe die gesamte Verantwortung für die Devaheim.

Eine Anzahl Pfarrer, die von Mötlingen entscheidende Anstöße für ihr Leben und ihre Arbeit empfangen haben, waren vom 22. bis 26. Juni in Mainz-Bretzenheim zu einer Arbeitsgemeinschaft beisammen.

560 deutsche Ärztinnen haben gegen die soziale Indikation bei Neufassung des § 218 entschieden Widerspruch erhoben. Der Reichsbund der Kinderreichen lehnte auf seiner Jahrestagung die Aufhebung des § 218 ab: „Empfangenes Leben ist grundsätzlich unantastbar."

Der 2. Katholische Kritikertag in Heidelberg empfahl die Abhaltung von Schulungskursen, um das theologische und philosophische Gut des Katholizismus in seiner Anwendung auf die konkreten Aufgaben heutiger Kritik darzustellen und zu besprechen.

Das leerstehende Herrenhaus Groß-Mandelkow, Kreis Soldin, ist von der Siedlungsgesellschaft Bauernland dem Konsistorium der Mark Brandenburg zur Abhaltung von Freizeiten für Studenten und Kandidaten der Theologie übergeben worden. Die erste hat mit 12 Teilnehmern stattgefunden.

Im Kirchenkreis Gardelegen ist eine Zentralstelle für kirchliche Pachtangelegenheiten eingerichtet worden, die nach einheitlichen Gesichtspunkten und ohne persönliche Reibungsflächen die sich ergebenden Schwierigkeiten zu erledigen suchen soll.

Unter Berufung auf die finanzielle Notlage hat die Landeskirchenregierung in Nassau die Einberufung des neugewählten Landeskirchentages, der nach der Verfassung binnen drei Monaten einzuberufen war, durch eine bis zum 1. April 1932 befristete Notverordnung verschoben und zugleich die entgegenstehenden Bestimmungen der Verfassung beseitigt, auch die Bestimmung, daß der Landeskirchentag zu einer außerordentlichen Tagung einberufen werden muß, wenn ein Drittel seiner Mitglieder es verlangt. Die Maßregel findet lebhaften Widerspruch.

Die Abmeldungen vom Religionsunterricht betrugen in Leipzig 27,8, Dresden 14,3, Chemnitz 11,3, durchschnittlich im ganzen Lande weniger als 10%. In Leipzig haben 60, in den anderen Städten 30% der Lehrer den Religionsunterricht niedergelegt. Der Vorstand des sächsischen Lehrervereins hat den Grundsatz aufgestellt: „Es sollte Niemand Vorstandsmitglied des Lehrervereins werden, der nicht den Religionsunterricht niedergelegt hat."

Der Thüringische Landeskirchenrat hat Bedenken gegen die geplante Umwandlung der noch vorhandenen Realgymnasien in Reformgymnasien mit Lateinunterricht erst von Untersekunda an ausgesprochen.

Der Frickesche Gebetserlaß ist durch einen Beschluß des Thüringer Landtags in aller Form aufgehoben worden.

Abgesagt: Tagung des Protestantenvereins in Kaiserslautern, Kirchlich-sozialer Kongreß in Stuttgart, Bundesfest des Westdeutschen Jungmännerbundes, Tagung des Ostdeutschen Verbandes für Kindergottesdienst, der Deutsche Evangelische Volksbildungstag, die thüringischen Kirchenvisitationen und Hauptkonferenzen der Pfarrer, die Chemnitzer Landestagung der Freien Volkskirchlichen Vereinigung, die Konferenz der Brüdergemeine, die Gesellschaft für Kirchengeschichte.

Das Verbot des evangelischen Pfarramts Eberstadt in Hessen an die politischen Verbände, die Kirche in Uniform zu betreten, ist vom Landeskirchenamt auf Beschwerde der nationalen Verbände aufgehoben worden. ProtBl 32.

Der Kirchengemeinderat Freiburg hat an die Kirchenregierung einen Antrag der drei Gruppen: Positive, Landeskirchliche und Liberale (Religiös-Soziale stimmten dagegen) gerichtet, den Entwurf eines Gesetzes vorzulegen, durch das die Urwahlen zur Landessynode abgeschafft werden. SüddBl 7

In dem größtenteils römisch-katholischen Ort Fytzen in Baden ist eine gemeinsame Kirche für Altkatholiken und Protestanten unter Teilnahme des altkatholischen Bischofs und des evangelischen Kirchenpräsidenten eingeweiht worden.

Das bayerische Kultusministerium hat entschieden, daß auf kirchlichen Friedhöfen die Beisetzung von Aschenresten verweigert werden darf.

Durch das Bodelschwinghsche Liebeswerk in Bethel ist ein Gesangbuch mit 73 deutschen Liedern, einer Auswahl von Sprüchen und Gebeten und einer kleinen Liturgie geschaffen und an alle deutsche Fremdenlegionäre versandt worden, deren Adressen in Bethel bekannt sind. Zu Weihnachten erhält jeder Legionär regelmäßig ein Paket mit Liebesgaben. EPD

Die Christkatholische Synode in Zürich hat aus der Einleitung der Verfassung die gegen die römische Kirche gerichteten Sätze gestrichen, um derentwillen der Christ-katholischen Genossenschaft Luzern die staatliche Anerkennung als Kirchengemeinde versagt worden war. KblRefSchwz 18

Professor Adolf Keller hat den Plan für Aufbau und das Studienprogramm eines ökumenischen Seminars in Genf vorgelegt, in dem regelmäßige Kurse, kurze Ferienkurse und Konferenzen und einzelne Gastvorlesungen hervorragender Vertreter wichtiger theologischer und sozialer Strömungen der Gegenwart stattfinden sollen.

In diesem Sommer wird jeden Sonntag von den Einwohnern des holländischen Ortes Tegelen ein von einem katholischen Pfarrer geschriebenes Passionsspiel aufgeführt.

In Amsterdam wurde eine „Niederdeutsch-reformierte Vereinigung für liturgischen Gesang" gegründet, die den Gesang in der reformierten Landeskirche Hollands wieder zum Aufblühen bringen will. EPR

Auf der ersten nationalen Konferenz des französischen Versöhnungsbundes wurde eine Resolution beschlossen, in der es heißt: „Die Ursachen der gegenwärtigen Not sind erstens die Unvollkommenheit der Friedensverträge, die unter dem Einfluß der Kriegsmentalität entstanden sind, z. B. das Verlangen, von Deutschland ein Geständnis der Alleinschuld zu erzwingen ... Angesichts dieser Tatsachen treten sie ein erstens für die Revision der Verträge, die, so schwierig es in der Wirklichkeit auch sein mag, eine moralische Verpflichtung ist ..." MonblVerfB 7/8

Die meisten Schriften des katholischen Philosophen Le Roy, Schülers von Bergson, Professor am Collège de France, sind auf den Index gesetzt worden.

Der neue Präsident der französischen Republik Paul Doumer ist seit seiner Jugend Vollabstinent.

Sämtliche spanischen Kirchenfürsten haben gemeinsam einen Hirtenbrief erlassen, in dem auf die Gefahren des neuen Verfassungsentwurfs für die katholische Kirche hingewiesen und die Gläubigen aufgefordert werden, mit allen gesetzlichen Mitteln gegen den Entwurf vorzugehen, der auch die soziale und materielle Lage Spaniens gefährde.

In Spanien ist der Verkauf von Kirchengut untersagt worden, den der Erzbischof in einem aufgefangenen Briefe empfohlen hatte, um der von der Regierung geplanten Beschlagnahme des Eigentums der Orden zu entgehen.

Zwischen dem Bischof Barnes von Birmingham und dem Erzbischof von Canterbury ist ein Streit über das Abendmahl entstanden, in dem Barnes den Glauben an die durch die Konsekration erfolgende Gegenwart Christi in Brot und Wein als Aberglauben bezeichnet und der Erzbischof diesen Glauben verteidigt. RefKz 33

Auf der Wesleyanischen methodistischen Konferenz in Birmingham sprachen sich 95,5% der geistlichen und weltlichen Delegierten für einen Zusammenschluß der drei großen methodistischen Kirchengruppen Englands aus, die am 20. September 1932 in London eine gemeinsame Tagung abhalten werden.

Deutsche und französische Besucher eines Kongresses der Labour Party waren fassungslos erstaunt, Henderson vortreten zu sehen, um das Tischgebet zu sprechen.

Der litauische Kultusminister hat unter Außerachtlassung der Bestimmungen des Konkordats eine Reihe von Lehrstühlen in der theologischen Fakultät in Kowno abgeschafft. Der litauische Geschäftsträger beim Vatikan hat seinen Sitz aus der vatikanischen Stadt nach Rom verlegt. VZ 202

Eine Verweigerung des Visums für Pfarrer Onnasch zur Einreise nach Polen soll durch das polnische Konsulat nicht erfolgt sein, das Reisebüro des Norddeutschen Lloyd in Breslau nimmt die Schuld auf sich. Pz

Die Absetzung des katholischen Erzbischofs von Prag Dr. Kordatsch auf Veranlassung des Nuntius hat unter den Katholiken eine große Erregung gegen den Nuntius verursacht. Der Erzbischof hat sich in einer sehr würdigen Kundgebung von den Gläubigen verabschiedet. DEK

Das evangelische Landeskonsistorium in Rumänien hat wegen der wirtschaftlichen Bedrängnis der Kirche die Veranstaltung eines vierteljährigen weingeist- und tabakfreien Sonntags zum Besten des Fürsorge-Ausschusses der Landeskirche empfohlen. AufdWacht 7/8

Auf dem Zionistenkongreß in Basel wurde an Stelle des zurücktretenden Präsidenten Chaim Weizmann, einst Professor der Chemie in Manchester, der Talmudgelehrte und Begründer der neuhebräischen Zeitschrift „Hazefirah", Nahum Sokolow, zum Präsidenen des Zionistenbundes gewählt.

Nach dem Uebertritt des Erzbischofs der 350 000 jakobitischen Thomaschristen in Indien Ivanios und seines Hilfsbischofs Theophilos zur katholischen Kirche sind viele Priester, alle Schwestern und die Mehrheit der Mönche dem Beispiel des Oberhirten gefolgt. Die jakobitische Kirche rüstet zum Widerstand. EvMM 8

Die koreanischen Methodisten haben sich zu einer autonomen Kirche zusammengeschlossen und die 25 Artikel Wesleys durch 8 Artikel ersetzt, deren zweiter lautet: „Wir glauben an Jesus Christus, Gott geoffenbaret im Fleisch, unseren Lehrer, unser Vorbild und unseren Erlöser, den Heiland der Welt". EvMM 8

Die Generalversammlung der Presbyterianischen Kirche Amerikas hat erklärt, daß sie jedes ihrer Mitglieder, das den Kriegs- oder Militärdienst verweigert, schützen würde; sie erklärt weiter, daß das Bürgerrecht nicht verweigert werden dürfe, wenn Jemand aus Gewissensgründen nicht bereit sei, die Waffen zu tragen oder am Kriege teilzunehmen. Sie hat sich erneut gegen die militärische Erziehung in Schulen und Universitäten ausgesprochen und beschlossen, daß solche Vorbereitungen an Schulen, die der Kirche gehören, abgeschafft werden. MonblVerfB 7/8

Die reformierte Kirche der Insel Jamaika zählt 12 759 Glieder in 78 Gemeinden mit 33 Pastoren, 418 Aeltesten und 33 Katecheten. Sie hat ein theologisches College und 54 Volksschulen mit 9563 Schülern, in ihren Sonntagsschulen 10 873 Kinder. RefKz 34

Die Dutch Reformed Church im Freistaat Südafrika hat eine Erklärung angenommen, die jeder Prediger bei seiner Ordination unterzeichnen muß: „Ich erkläre und bekenne aufrichtig und mit gutem Gewissen: 1. daß die Bibel Gottes Wort ist, 2. daß die Bibel in allen ihren Teilen von Gott eingegeben und daher in allen ihren Teilen unfehlbar ist, 3. daß die Wunder der Bibel durch menschliche Vernunft nicht zu erklaren und mit kindlichem Glauben anzunehmen sind, 4. daß die Erzählung der Genesis von Schöpfung und Sündenfall unfehlbar und inspiriert ist, 5. daß die im Alten Testament gebotene Geschichtsdarstellung gegenüber der Entwicklungstheorie der Bibelkritik festzuhalten ist, 6. daß Christus nicht nur im ethischen Sinne heilig und sündlos ist, sondern ebenso in seinem Denken ohne Irrtum und Täuschung, 7. daß die Lehre Jesu über Moses als Verfasser des Pentateuch, über Jona und den Walfisch, David als Verfasser des 110. Psalms und über die ganze Schrift unfehlbar, und daß Jesus immer die Wahrheit ist."

Kaiser Ras Tafari von Abessinien hat die Sklaverei in seinem Reich abgeschafft, wodurch 2 Millionen Sklaven die Freiheit erlangen. Evang 32

Von Personen. Berufen: Lic. Dr. Helmut Schreiner in Spandau nach Rostock für Praktische Theologie. Der Kirchenhistoriker D. Werner Ebert in Erlangen übernimmt als Nachfolger Bachmanns die systematische Professur; an seine Stelle ist Schöffel berufen. Promoviert: Professor D. Meinhold in Bonn zum Dr. phil. von Greifswald. Gestorben: Präses der rheinischen Provinzialsynode, Vizepräsident der Generalsynode und des Deutschen Evangelischen Kirchentages Superintendant D. Walter Wolff in Aachen; Missionsarzt Dr. Haensel in Tsingtau. E St

Verschiedenes

Marburger Vorlesungen im WS 31/32 [1])

Balla: Einleitung in AT (4stündig); Jeremia (* 1). — Boette: Märchen und Sagen, ihre religiöse Grundlage (* 1). — Bornhäuser: Liturgik (3); Apostelgeschichte (* 1). — Budde: Kleine Propheten (4). — Bultmann: Johannesevangelium (4). — Frankenberg: Koran (3). — Frick: Dogmatik II (4); Der evangelische Missionsgedanke (* 1). — Günther: Altgermanische und mittelalterliche Kunst (* 1). — Heiler: Erscheinungsformen der Religion (4); Madonnenkult (* 1). — Hermelink: Konfessionskunde (4); Kirchengeschichte II (4). — Hertzberg: Hebräisch I (5); Psalmen (4); Palästina und die Bibel (* 1). — Maurer: Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts (4). — Niebergall: Religionsunterricht (3); Dogmatische und ethische Probleme in der Praxis (* 2). — Schlier: Neutestamentliche Theologie (4). — Siegfried: Dogmatik I (4). — v. Soden: Galater- und Römerbrief (4); Dogmengeschichte (4); Kirchenrecht (* 1). — Stöckius: Abendländisches Mönchtum (* 2); Technik des wissenschaftlichen Arbeitens (* 1). — Wünsch: Sozialethik (4); Sozialismus und Marxismus als theologisches Problem (1).

Seminare: Lateinisch I, II, Griechisch I, II, III (Wysk). — Oestliche Mystik, Lao-tse (Heiler). — Nachbiblisches Judentum (Frankenberg). — Praktische Auslegung der Psalmen (Hertzberg). — Messianische Weissagungen (Balla). — Elia-Geschichten (Hertzberg). — Martyrium im NT (Bultmann). — Leben des Paulus (Schlier). — Bunyan und Luther (Sippell). — Luthers vorreformatorische Entwicklung (v. Soden). — Calvins Institutio (Hermelink). — Quellen zur mittelalterlichen Papstgeschichte (Maurer). — Ordensgelübde (Stöckius). — Der theologische Ertrag von Lausanne 1927 und Jerusalem 1928 (Frick). — Die Theologie Tillichs (Siegfried). — Origenes περὶ εὐχῆς (Siegfried). — Sozialethik des Luthertums (Wünsch). — Katechetisches Seminar (Bornhäuser). — Homiletisches (Niebergall). — Religionspädagogisches (Niebergall). — Lektüre neutestamentlicher Schriften (Bornkamm), Justins (Kümmel), reformatorischer Bekenntnisschriften (Matthes).

Frau Dr. Kienle in Marburg

Wir hörten Frau Dr. Kienle in unsern Stadtsälen. Zeitungen haben unverantwortlich sensationelle Berichte über den Abend gebracht. Die Voss. Z. meldete sogar, die Versammlung sei polizeilich aufgelöst worden. Dabei verlief sie, nachdem geringe Störungsversuche in einer Ecke erledigt waren, laut- und harmlos. Von den

[1]) * = öffentlich und unentgeltlich.

explodierten Stinkbomben haben wir nichts gemerkt. Die Sache bleibt schwer. Aber — und deshalb reden wir hier davon — eine Sensation war die Rednerin eben nicht. Sie sprach wie eine Frau, die von ihrer Berufsarbeit ohne ihren Willen in eine öffentliche Frage hineingezwungen ist. Und was uns der Haupteindruck: obwohl sie ihren politischen Standpunkt und ihre Erfahrungen geltend machte, mit einer wohltuenden sachlichen Ruhe. Daß Abtreibung etwas Naturwidriges, für die leibliche und seelische Gesundheit der Frau Verhängnisvolles sei, setzte sie mit deutlichen Worten voraus. Aber die Not sei da, und man solle ihr anders beikommen als mit dem § 218. In der Tat ist ja dies der Angelpunkt des Streits: ob das Strafgesetz und der Strafrichter berufen sind, hier rettend einzugreifen. Man kann sehr moralisch eingestellt sein und das verneinen.

Auch zur Sache: ein Wort aus der vor kurzem erschienenen, offenbar sehr lesenswerten Biographie „Friedrich Fröbel" von Fritz Halfter. (Halle, Niemeyer 1931. 762 S. 27.50 M.) Man schaut zurück wie in ein verlorenes Paradies, wenn man dort S. 727 als Fröbels Forderung liest: „Die Erziehung des ungeborenen, die Erziehung des noch nicht empfangenen Menschen beginnt in dem ersten Seelenblick der Liebenden!" — „In weitere Tiefen", fährt der Verfasser der Biographie fort, „hat kein Menschheitsliebender die Erziehung zurückverlegt, und kein Staubgeborener vermag einen Anfang der Erziehung zu nennen, der noch mehr verpflichtet. Hier stieß Fröbel durch die letzte Grenze hindurch, die seiner Idee gesetzt ist, soweit wartendes Leben, unterm Fluch und Segen des Ehepaares, ins Licht der Welt beschworen wird." R

Mensch und Tier

In FZ 605—7 vom 16. 8. steht ein Artikel von Joseph Roth (keinem Theologen!!) unter der Ueberschrift „Die höchsten Glieder des Tierreichs". Es wird da ein Gespräch weitergeführt, das Hermann Linden angefangen hat mit einem Protest gegen die Schaustellung von Menschen in zoologischen Gärten. Ich habe dergleichen wohl auch einmal gesehen, bin aber dergleichen seither immer ausgewichen. Solche Schaustellung „wilder Völker" ist unter allen Umständen ekelhaft, wider die Menschenwürde. Hermann Linden meinte, man solle diese „Wilden" wenigstens im Palmgarten zeigen; sie gehörten eher zu den Pflanzen als zu den Tieren. Ein Zoologe nahm sich nun des beanstandeten Imports an: seien doch die ausgestellten Schwarzen nur „primitive Formen des höchsten Gliedes der Tierreiche", und berief sich dabei auf einen unserer berühmtesten Universitätslehrer, der da gesagt habe: es sei besser, sich „als Abkömmling von durch Strebsamkeit hochgekommenen Verwandten der Menschenaffen zu fühlen denn als degenerierter Gott". Der Dichter sagt nun dem Zoologen seine Verachtung an „als einem, der da glaubt, ein Gott könnte degenerieren. Es ist die Vorstellung eines Menschenaffen eben!" Das ist grob. (Früher hörte man es anders.) Das Beste wäre, die Menschenausstellungen hörten auf. R

Vom Hauptmann von Köpenick

Wilhelm Schäfer hat die Lebensgeschichte des Wilhelm Voigt zu einem Roman verdichtet, oder ich will besser sagen: den Roman dieser Lebensgeschichte dichterisch fixiert — ein feines, dankenswertes Buch ist daraus geworden — ich sehe mit reuigem Grauen, daß es den Lesern der CW noch nicht empfohlen worden ist — gelesen haben wir es und genossen. (Wilhelm Schäfer, „Der Hauptmann von Köpenick". Bei Georg Müller in München, 1930. 311 S. Geb. 8 M.) Nun werden wir daran erinnert durch einen Reisebericht des Dichters Schäfer in FZ 605/7 vom 16. 8. Er war in Luxemburg und hat dort Haus und Wirtin aufgesucht, bei denen der Schuster Wilhelm Voigt seine bürgerliche letzte Zuflucht gefunden hat: „anders kaum als sonst ein an der Majorsecke verabschiedeter Hauptmann seine Pension zu verzehren". Die wackere Frau hat dem Dichter manches erzählt, das anders war, als selbst er es dachte, der diesem Leben in seine Schlupfwinkel nachging. Sie hat ihm erzählt von einem Manne, der in seiner Jugend ein Postfälscher ward und 27 Jahre lang ein Zuchthäusler war, dennoch im Alter kein zerbrochenes Wrack, sondern im ehrbaren Gewässer der Bürger noch besser seetüchtig als Andre, denen es leichter gemacht wird. — Ich habe auch den Film gesehen, er ist nicht schlecht! Aber das wertvollste Denkmal für den merkwürdigen Mann ist doch der Schäfersche Roman, den sollte jeder gute Deutsche mal mit sinnender Seele lesen. Und vielleicht schreibt der Dichter für eine nächste Auflage noch ein Schlußkapitel über Wilhelm Voigt in Luxemburg. Man wüßte gern mehr von seinen letzten Jahren. Sind sie doch vielleicht entscheidend für das Urteil über ihn. R

Allzu-Unmenschliches

Seit dem Kriege skeptisch gegenüber allen Greuelgeschichten, können wir doch nicht zweifeln, nach den Berichten aus Kroatien, Mazedonien, aus aller Welt, daß noch ohne Ende unerhörte Grausamkeiten von Menschen an Menschen verübt werden. Wir übernehmen keine Bürgschaft für das Einzelne, was die Klage und Anklage „Greuel in Tripolis" oben enthält; aber es entspricht den Traditionen der CW (Kongo! Armenien! usw.), daß wir dem uns schwer beunruhigenden Artikel Raum geben. R

Zur deutsch-französischen Verständigung

Es ist nicht unseres Berufs, bei der politischen Aufgabe, die Frankreich und Deutschland augenblicklich um ihret und um der Welt willen lösen sollen, zu verweilen. Auch haben wir keinen Einfluß auf die Oberst-Verantwortlichen. Genug, daß wir unsere Freunde in Frankreich neulich wieder gegrüßt und unsere Leser auf redliche Bemühungen um ein zukünftiges positives Verhältnis neuerdings wieder hingewiesen haben. An der redlichen Verständigung der beiden Staaten und Völker hängt nun einmal das Schicksal — ich will nicht sagen, der Menschheit, aber — des heutigen Menschengeschlechts.

Nur zur Ergänzung des in Nr. 16 Gesagten möchten wir heute auf zwei öffentliche Stimmen hinweisen. Einmal auf einen Briefwechsel — wieder im „Ring" Nr. 34 — zwischen der Redaktion und Herrn von Batocki, worin jene sich wiederum dazu bekennt, „daß all unsere Zukunft davon abhängt, ob wir uns jetzt mit den Franzosen verständigen. Jetzt! Ehe wir in Verzweiflung den Weg ‚Simsons' gehen". (Diese Simsonparallele ist ausgezeichnet; aber wenn man dem deutschen Volke die Simsonrolle zumutet, doch der reine Wahnsinn! Und so weit, daß wir wahnsinnig werden müßten, sind wir Gott Lob noch nicht.)

Nun, der „Ring" erwartet die Verständigung von den nationalistischen Kreisen hüben und drüben. Mögen sie es leisten! Wobei es ganz unnötig ist, die Kräfte verächtlich bei Seite zu schieben, die schon bisher in dieser Richtung gearbeitet haben, und nicht wirkungslos. Aber ohne solche entbehrliche überhebliche Geringschätzungen geht es bei uns nicht.

Ganz besonders interessant aber sind zwei Artikel von Dr. Karl Johann von Voß in der „Deutschen Allgemeinen" 347 und 381 vom 1. und vom 21. August. Die soll man gelesen haben oder sich verschaffen. Klarer kann nicht ausgesprochen werden, um was es sich zwischen Frankreich und uns heute handelt und welcher Weg die beiden Partner zu gehen haben. R

Kleine Mitteilungen

Unsere Zusammenkünfte in Basel (30. 9.) und Friedrichroda (5.—7. 10.) finden statt! Nach Basel ist Schweiz, Elsaß-Lothringen und Süddeutschland eingeladen. Schleswig-Holsteiner treffen sich wie sonst 5.—9. Oktober zu einem Ferienkursus in Malente-Gremsmühlen: die Professoren Aner, Schumann, Windisch, Weniger, die Pastoren Köhler-Flensburg, Schultz Hamdorf halten Vorträge. Anmeldungen an Pastor Peters Kirchnüchel, P. Kletkamp, Ostholstein.

Zu Sp. 853: Deuzag bedeutet: „Deutsche Entschuldungs- und Zweckspar-Aktiengesellschaft." — Zu Sp. 883: YMKA ist dasselbe wie YMCA, nur haben die Tschechen kein C und schreiben K dafür. Also Young Men Christian Association. R

Versammlungskalender

15.—25. September Soziallehrgang für Theologen Spandau
28. September — 2. Oktober Deutsche Philologen und Schulmänner Trier
30. September Freunde der Christlichen Welt Basel
4.—7. Oktober Ostasienmission Basel
5.—7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Friedrichroda
5.—6. Oktober Alkoholfreie Jugenderziehung Spandau
7.—10. Oktober Arbeitswoche für evangelischen Religionsunterricht Spandau
10.—13. Oktober Lutherisches Hilfswerk der Gotteskastenvereine Greiz
23.—15. Oktober Reformierter Bund Elberfeld
12.—15. Oktober Herbst-Ferienkurs Halle
14.—15. November Heinrich Schütz-Fest Flensburg

Die Verbreitung und damit den

Einfluß der Christlichen Welt

zu stärken, wird den treuen Freunden unseres Blattes ebenso wie dem Verlag am Herzen liegen. Der Verlag bittet Sie deshalb, zu prüfen, welche Ihrer Freunde Sie als Interessenten für die Christliche Welt empfehlen können, und um die Freundlichkeit, diese Adressen ihm auf **beiliegender Postkarte** anzugeben.

Verantwortlich: Professor D. Rade, Marburg a. L.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 475
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 3. Oktobe